

ELVIRA ZEIBLER



Edingard

GESCHICHTEN VON GEFAHR
UND MAGIE

Der Duft der Verführung

Verstohlen schaute Luca sich nach allen Seiten um. Er wollte Nindor Boruksson, seinen Begleiter und den Inhaber eines sehr erfolgreichen Handelshauses, nicht merken lassen, wie sehr ihn das Vergnügungs- und Gauklerviertel von Dorheim faszinierte, wollte nicht, dass der Mann neben ihm ihn für ein Landei hielt. Aber Tatsache war, dass er etwas so Buntbes, Schillerndes, Aufregendes bisher nur selten gesehen hatte.

Sein Blick fiel auf ein kleines Tierchen, das – in einen glänzenden, puffyen Wams und eine kurze Ballonhose gekleidet – angekettet auf einem vergoldeten Holzstuhl saß. Der Ausdruck in dem Gesicht des Wesens passte jedoch so gar nicht zu seiner fröhlichen Aufmachung.

Neugierig blieb er stehen und musterte das Tier. Überrascht nahm er das leichte Flackern einer magischen Aura wahr und verengte prüfend seine Augen. Das war kein Affe!

»Was ist das?«, wandte er sich fragend an den Mann hinter dem Tier.

Der Schausteller lächelte ihn überschwänglich an. »Das, mein werter Herr, ist ein Unikat, eine phänomenale Laune der Natur – ein sprechender Affe! Der einzige seiner Art. Für ein halbes Silberstück spricht er alles nach, was Ihr ihm vorsagt, und sei es auch noch so schwer!« Er musste Lucas skeptischen Blick gesehen haben, denn er stieß das Wesen mit einem verzierten Stab unsanft in die Seite. »Los, sag was!«

»Was«, presste das Wesen mit einer schnurrenden, leicht nasalen Stimme hasserfüllt hervor.

Luca drehte sich der Magen um. Was auch immer das war, es hatte diese Behandlung nicht verdient. Jetzt fiel ihm auch auf, wie dünn und krank das Wesen wirkte, wie aufgescheuert die Haut unter den engen Handschellen zu sein schien, die es festhielten.

»Nur ein halbes Silberstück, mein Herr, und wenn Ihr wollt, singt er Euch sogar etwas vor. Ich verspreche Euch, so etwas habt Ihr noch nie gesehen!«

»Kommt jetzt«, drängte Lucas Begleiter. »Die Vorstellung fängt gleich an. Und glaubt mir, die wollt Ihr nicht verpassen.«

Luca zog rasch eine Silbermünze aus seiner Tasche und reichte sie dem Besitzer des Wesens. »Hier habt Ihr sogar eine ganze, gebt dem armen Tier dafür etwas zu essen.« Er wandte sich angewidert ab und beeilte sich, um den vorausgehenden Mann im Gedränge nicht zu verlieren.

Gern hätte er noch mehr für dieses Wesen getan, doch er hatte einen anderen Auftrag zu erfüllen. Seit Tagen versuchte er bereits ein Abkommen zwischen dem Handelsimperium von Nindor Boruksson und seiner Auftraggeberin Elaina abzuschließen, bei dem die fahrenden Händler in ganz Edingaard immer die neusten Informationen und Gerüchte für sie sammeln sollten. Trotz der Abgeschlossenheit ihrer Zitadelle legte Elaina großen Wert darauf, stets auf dem Laufenden zu sein. Diesen Vormittag erst war es Luca gelungen, die letzten Feinheiten auszuhandeln, und zur Feier des Tages hatte Nindor ihn zu einer ganz besonderen Vorstellung eingeladen, zu der er jedoch nur ein paar vage Andeutungen machte. Luca hatte den neuen Verbündeten nicht enttäuschen wollen, außerdem hatte er ohnehin nichts Besseres vor.

Wie er Elaina kannte, hatte sie den erfolgreichen Ausgang der Verhandlungen ohnehin bereits in ihrem magischen Spiegel gesehen – es war so gut wie unmöglich, sie mit irgendetwas zu überraschen, also sah er auch keinen Grund dafür, sich mit seiner Rückkehr zu ihr sonderlich zu beeilen.

Nindor führte ihn in ein großes, rundes Haus in der Mitte des Areals, und Luca hatte Mühe, seine Kinnlade geschlossen zu halten. Noch nie war er in einem fest errichteten Theater gewesen. Die wenigen Vorstellungen, die er bisher besucht hatte, hatten im Freien oder in dünnen Zirkuszelten stattgefunden.

Ohne sich um seine Verblüffung zu kümmern, nickte Nindor der Frau am Eingang flüchtig zu und steuerte wie selbstverständlich die vorderen Logenplätze an. »Man kennt mich hier«, erklärte er leichthin. »Ich habe diese Plätze dauerhaft gemietet.« Dann wandte er sich Luca zu und grinste. »Und jetzt, genießt die Vorstellung, mein Freund. Ich versichere Euch, so etwas habt Ihr noch nie gesehen.«

Er hatte recht. Es folgte eine bunte Mischung aus Akrobatik, Gesang und Tanz. Besonders eine Tänzerin hatte es Luca angetan. Noch nie zuvor hatte er eine Frau gesehen, die derart biegsam war und dabei noch so unwahrscheinlich verführerisch aussah. Ihr Körper war so knapp bekleidet, ihre Bewegungen so aufreizend,

dass sein Blut unwillkürlich in Wallung geriet.

Er schluckte und versuchte, seinen Blick von ihr abzuwenden. Es war nicht seine Art, seine Begierde so deutlich zu zeigen. In den Gesichtern der Männer um ihn herum sah er das gleiche Verlangen, das auch ihn beherrschte, – und ekelte sich vor sich selbst. Dennoch gelang es ihm nicht, ihrer Wirkung dauerhaft zu entfliehen. Er wandte seinen Kopf erneut der Bühne zu und bemerkte, wie sie ihn anlächelte. Er war ganz sicher, dass das Lächeln ihm galt, sah die Verheißung in ihren Augen blitzen und sein Herzschlag beschleunigte sich. Ihm war, als würde sie von nun an nur für ihn tanzen. Luca warf all seine Vorbehalte über Bord und folgte gebannt jeder ihrer Bewegungen.

Die Musik verklang, es wurde dunkel, dann flackerten die an den Wänden angebrachten Öllaternen wieder auf und Luca brauchte einen Moment, um aus seiner Starre zu erwachen.

»Nun, mein Freund«, lachte Nindor erfreut, »habe ich Euch etwa zu viel versprochen?«

»Nein.« Luca räusperte sich, damit seine Stimme nicht ganz so krächzend klang. »Nein, das habt Ihr nicht.«

»Die Kleine scheint es Euch ja ganz schön angetan zu haben«, zog der ältere Mann ihn gutmütig auf. »Wenn Ihr wollt, frage ich an, ob sie heute Abend verfügbar ist. Seht es als mein Abschiedsgeschenk an.«

Luca erstarrte. »Ihr meint ... Sie ist ein Freudenmädchen?«

Nindor schenkte ihm einen fast mitleidigen Blick, dann zuckte er mit den Schultern. »Ich weiß es nicht mit Gewissheit, mich hat sie nicht wirklich gereizt, sie ist mir zu dünn.« Er klopfte auf seine runde Körpermitte. »Aber aus Erfahrung weiß ich, dass alles nur eine Frage des Preises ist. Also, was sagt Ihr?«

»Das ist sehr freundlich von Euch, aber nein«, winkte Luca ernüchtert ab. Er hatte noch niemals für weibliche Gesellschaft bezahlen müssen und hatte gewiss nicht vor, jetzt damit anzufangen.

»Wie Ihr wollt.« Nindor erhob sich und streckte ihm seine Hand entgegen. »Es war ein Vergnügen, mit Euch Geschäfte zu machen, ich hoffe, wir sehen uns mal wieder. Bestellt Elaina einen Gruß von mir.«

»Danke, das mache ich.« Luca ergriff die angebotene Hand. »Die Freude ist ganz meinerseits.«

Er schaute Nindor hinterher, dann erhob er sich langsam. Trotz der abkühlenden Worte des älteren Mannes widerstrebte es ihm, das Gebäude mit den Anderen zu verlassen. Noch immer spürte er das Kribbeln in seinem Körper, das das Lächeln der Tänzerin in ihm ausgelöst hatte.

Schließlich seufzte er bedauernd. Es hatte keinen Sinn, hier noch länger zu trödeln.

Er wollte gerade gehen, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Das war doch nicht ...?

Tatsächlich, hinter dem Vorhang, der die Bühne abgrenzte, blitzte eine helle Hand hindurch – ihre Hand, die lockend den Zeigefinger krümmte, um ihn zu sich zu rufen. Rasch blickte Luca sich um, um sich zu vergewissern, dass damit tatsächlich er gemeint war. Niemand schien ihn – oder sie – zu beachten. Mit klopfendem Herzen lief er auf den Vorhang zu.

Ihre kleine, warme Hand schloss sich um die seine und zog ihn zu sich nach hinten. In dem dämmrigen Licht hinter dem Vorhang konnte er ihre Gestalt nur schemenhaft erkennen. Sie stand so nah bei ihm, dass er seinen Arm nur zu heben brauchte, um sie zu berühren, sie an sich zu drücken, sie zu küssen. Luca schüttelte den Kopf, um seinen Verstand zu klären, und atmete tief durch. Ein schwerer Fehler – wie er gleich darauf feststellte, denn ihr blumiger Duft vermengt mit einer leichten Schweißnote stieg ihm verführerisch in die Nase.

»Wie hat Euch meine Vorstellung gefallen?«, fragte sie mit genau der richtigen Mischung an Schüchternheit und Koketterie in der Stimme.

»Sie war einmalig«, erwiderte Luca wahrheitsgemäß.

Das Mädchen lächelte. Nun, da sich seine Augen immer stärker an die Dunkelheit gewöhnten, konnte er mehr von ihren Zügen erkennen. Aus der Nähe betrachtet schien sie noch schöner zu sein als auf der Bühne – große dunkle Augen, die von dichten Wimpern umrahmt wurden, ein glänzender, sinnlicher Schmollmund und eine Fülle dunkelbrauner Locken, die sich auf ihre noch immer entblößten Schultern ergoss.

»Ihr seid mir sofort aufgefallen, als ich auf die Bühne kam«, sagte sie leise und berührte seine Finger zögernd mit den ihren. Ein Stromstoß jagte durch Lucas Körper und er ballte die freie Hand, um seine Selbstbeherrschung zu wahren. Was war es nur an dieser Frau, das ihn derart um den Verstand brachte? »Wollt Ihr ... Wollt Ihr unsere Unterhaltung vielleicht an einem anderen *privateren* Ort weiterführen?«

»Ja«, krächzte Luca. Und ob er das wollte. Wie in Trance folgte er ihrer schlanken, aufreizenden Gestalt durch die Hintertür des Theaters und zwischen Pferdeställen, Wohnwagen und Zelten hindurch. Das war offensichtlich die Kehrseite des Gauklerviertels, die gewöhnliche Besucher nicht zu Gesicht bekamen.

Sie erreichten eine Gruppe von buntbemalten Wagen, die von einem kräftigen Mann mit einem gefährlich aussehenden Krummschwert an der Hüfte bewacht wurde. Das Mädchen nickte ihm grüßend zu, ignorierte sein missbilligendes Stirnrunzeln und huschte mit Luca im Schlepptau an ihm vorbei.

Schließlich blieb sie vor einem Wohnwagen stehen, öffnete die Tür und kletterte hinein. Luca folgte ihr zögernd.

Die frische Luft hatte sein Gemüt ein wenig abgekühlt und unwillkürlich fragte er sich, ob das alles nicht etwas zu schnell ging. Sie hatten bisher kaum ein Wort miteinander gewechselt, er kannte nicht einmal ihren Namen, und doch stand er nun hier, vor ihrem Bett, auf dem sie es sich gerade gemütlich machte.

»Mach die Tür zu und komm her.« Lockend streckte sie Arme nach ihm aus.

Der letzte Rest seines Verstandes schaltete sich ein, ließ ihn nach verborgener Magie – einem Bann, einem Liebeszauber – suchen, doch da war nichts, nur diese Frau, die wie die Sünde in Person wirkte. Er tastete kurz nach seinem Geldbeutel. Viel war ohnehin nicht drin. Selbst wenn sie eine Diebin sein sollte, wäre eine Nacht mit ihr es ihm wert.

Des Wartens müde, richtete sie sich erneut auf, kroch auf dem Bett auf ihn zu und nahm seine Hand. »Komm schon.«

Luca gehorchte. Er hatte noch nie eine Frau so begehrt wie diese Tänzerin und sie gab sich ihm mit einer Offenheit, einer Leidenschaft hin, die ihn völlig berauschte.

Als er schließlich schweratmend neben ihr lag, fühlte er sich so restlos glücklich wie noch niemals zuvor.

»Wie heißt du eigentlich?«, fragte er lächelnd, während er sich eine ihrer dunklen Strähnen um den Finger wickelte.

»Smeralda«, entgegnete sie und verflocht ihre Hand mit der seinen.

»Ein schöner Name«, sagte er verträumt. »Ich heiße Luca.«

»Es freut mich sehr.« Sie richtete sich ein wenig auf dem Ellbogen auf und gab ihm einen langen, intensiven Kuss. Lucas Begierde flammte erneut auf und er zog sie besitzergreifend an sich.

Sanft, aber bestimmt drückte sie ihn zurück und schaute ihm ernst ins Gesicht. »Ich mache das nicht mit jedem, weißt du«, sagte sie stockend und wirkte auf einmal zutiefst nervös. »Wenn ich ehrlich bin, habe ich das noch nie so gemacht.«

»Was denn?«, fragte Luca verwirrt und ließ seine Hände genießerisch über ihren Körper gleiten. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie noch nie mit einem Mann das Bett geteilt hatte, dafür hatte sie sich vorhin viel zu geschickt angestellt.

Sie senkte beschämt den Blick. »Einen Wildfremden einfach so zu mir einzuladen. Aber ich habe sofort diese Verbindung zwischen uns beiden gespürt.« Sie berührte sanft seine Wange. »Ich wusste, ich würde es ewig bereuen, wenn ich dich einfach so gehen ließe. Außerdem bleibt mir nicht viel Zeit.«

»Wie meinst du das?«, entfuhr es Luca alarmiert.

»In drei Tagen reisen wir ab«, flüsterte sie betrübt.

Natürlich, dämmerte es ihm. Er hatte geglaubt, dass das Theater ein festes Programm mit eingestellten Darstellern anbot, aber dann würde sie wohl kaum in einem Wohnwagen hausen. »Du gehörst zu den fahrenden Gauklern?«

Sie nickte. »Manchmal haben wir Glück, so wie hier. Und können ein paar Wochen an einem Ort bleiben, in schönen, warmen Häusern spielen. Aber meist muss unser Zelt genügen, das auf irgendeinem Dorfplatz aufgestellt wird.« Er hörte den Unwillen in ihrer Stimme, die Verachtung.

»Ich bin jedenfalls froh, dass du mich angesprochen hast.« Er lächelte und drehte sich so, dass er halb auf ihr zum Liegen kam. »Sehr, sehr froh.« Er senkte seinen Mund auf den ihren und gierig erwiderte sie seinen Kuss.

»Du solltest jetzt lieber gehen«, sagte sie eine ganze Weile später.

»Hm?« Luca, der eng an sie gekuschelt lag, öffnete träge seine Augen. »Wieso das denn?«

»Arnulf mag es nicht, wenn Fremde über Nacht in unserem Lager bleiben.«

»Wer ist denn Arnulf?« Luca schloss seine Arme enger um ihre weiche, warme Gestalt. Er verspürte keinerlei Verlangen, diesen Ort zu verlassen. Er war jetzt genau da, wo er sein wollte.

»Arnulf hat hier das Sagen«, erklärte sie mit einer Spur von Strenge. »Ich möchte ihn nicht verärgern. Du kannst ja morgen wiederkommen, ich warte auf dich.« Sie küsste ihn und schälte sich aus seinem Griff heraus, um ihm seine Kleider zuzuwerfen.

Murrend zog Luca sich an. Allein ihr Anblick genügte, um ihn alle Vernunft vergessen zu lassen, doch dieses Mal blieb sie hart.

»Morgen«, versprach sie ihm flüsternd. »Morgen holen wir alles nach.« Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Lippen und schob ihn nachdrücklich aus ihrem Wohnwagen heraus.

Kühle Nachtluft schlug Luca entgegen. Der Kontrast zu der herrlichen Wärme des Körpers, der sich noch vor wenigen Minuten an ihn geschmiegt hatte, ließ ihn frösteln. Er zog seinen Mantel enger um seine Schultern und schaute sich um. Es war stockfinster. Er musste zugeben, dass ihm in Smeraldas Nähe jedes Zeitgefühl abhandengekommen war, doch dem Stand der schmalen Mondsichel nach zu urteilen, musste es bereits auf Mitternacht zugehen.

Vorsichtig setzte Luca einen Fuß nach vorn, er konnte wirklich so gut wie gar nichts erkennen. Er schaute zurück zu ihrem Wagen, der nun ebenfalls in völlige Finsternis gehüllt war. Für einen Moment schloss er die Augen und gab sich der Erinnerung an das hin, was er soeben mit dieser wundervollen, außergewöhnlichen Frau geteilt hatte. Er hatte noch nie jemanden wie sie kennengelernt. Und obwohl sie sich ausgiebig und immer wieder geliebt hatten, war sein Hunger nach ihr alles andere als gestillt. Er konnte es selbst nicht fassen, wie sehr er sich auf den nächsten Abend freute, und wusste nicht, wie er die Stunden bis dahin bloß überstehen sollte.

Er wischte sich über das Gesicht und riss sich zusammen. Es brachte nichts, wie ein Mondkalb vor ihrer Tür auszuharren. Sie hatte ihn wahrlich verzaubert, auch wenn er ganz sicher war, dass hier keine Magie im Spiel war. Denn das war seine Gabe – er konnte Magie in jedweder Form erspüren, weiter gingen seine eigenen Fähigkeiten aber leider nicht. Ganz im Gegensatz zu Elaina, sie war eine der größten Magierinnen, denen er jemals begegnet war, wenn nicht sogar die mächtigste überhaupt.

Luca setzte sich in Bewegung und bereute es sofort, als sein Schienbein schmerzhaft gegen etwas Hartes stieß. Er fluchte und kämpfte um sein Gleichgewicht. Warum zur Hölle hatte Smeralda ihn ausgerechnet jetzt vor die Tür setzen müssen?

»Vorsicht, da steht eine Kiste«, kommentierte trocken eine schnurrende Stimme irgendwo links von ihm. Eine Stimme, die ihm vage bekannt vorkam.

Überrascht drehte Luca sich um. Er hatte nicht gedacht, dass irgendwer in diesem Lager noch auf den Beinen war. Vergeblich bemühte er sich, in der Dunkelheit etwas zu erkennen.

Sein heimlicher Beobachter schien ein Einsehen mit ihm zu haben, etwas klirrte leise, dann er hörte ein Klackern, als würde jemand zwei Steine aneinanderschlagen. Funken sprühten und kurz darauf erhellte das Licht einer Öllampe ein kleines, pelziges Gesicht.

Daher kam ihm die Stimme also bekannt vor! Es war dieser sprechende Affe, den er am Nachmittag gesehen hatte. Neugierig trat Luca näher. Das kleine Kerlchen saß in der offenen Tür eines Wohnwagens und musterte ihn mit einem undefinierbaren Blick.

Luca stutzte. War die traurige Szene mit dem Käfig und den Handschellen am Vortag nur Show gewesen?

Das Wesen stellte die Laterne neben sich ab. Es klirrte erneut. Luca folgte mit den Augen dem Geräusch und sah die Ketten, die das Wesen fesselten. Es mochte nicht länger in einem Käfig stecken, aber frei war es noch lange nicht. Dennoch spürte er ganz deutlich den magischen Funken, der der kleinen Gestalt innewohnte. Das ergab keinen Sinn. Wenn dieses Wesen tatsächlich verständig war und über Magie verfügte, wieso ließ es sich solch eine Behandlung gefallen?

»Wer bist du?«, fragte er fasziniert.

Die Augen des Wesens blitzten für einen Moment auf, dann trat ein resignierter, bitterer Ausdruck auf sein Gesicht. »Ein sprechender Affe«, sagte es leise. »Ihr habt es doch selber gehört.

Irgendwo wurden Stimmen laut. Das Wesen löschte hastig die Lampe. »Arnulf macht seinen letzten

Rundgang. Ihr solltet Euch lieber verstecken.« Es huschte in den Wagen hinein.

Luca verharrte unschlüssig, dann duckte er sich zwischen die hohen Räder des Gefährts. Bald darauf hörte er schwere Schritte und der Schein einer Laterne fiel auf den Weg. Er hielt besorgt seinen Atem an und hoffte, dass man ihn nicht entdecken würde. Der Größe der Stiefel, die nun in sein Sichtfeld kamen, nach zu urteilen, wäre der Mann ein wirklich ernstzunehmender Gegner, ganz abgesehen davon, dass er keinen Ärger riskieren wollte. Immerhin hatte er fest vor, am Abend noch mal wiederzukommen.

Zum Glück schaute der Mann sich nicht allzu gründlich um und kurz darauf war er schon wieder verschwunden. Sicherheitshalber wartete Luca noch ein wenig ab, bis ihn das mittlerweile bekannte Kettenraseln darüber in Kenntnis setzte, dass die Luft rein war.

»Ich könnt wieder rauskommen«, sagte das Wesen belustigt. »Oder wollt Ihr die ganze Nacht dort unten verbringen?«

»Das hatte ich eigentlich nicht vor«, entgegnete Luca verdrossen und klopfte sich den Staub von der Hose. Er gähnte. Es war wirklich spät. Er sollte zusehen, dass er ins Bett kam.

»Ihr wart heute freundlich zu mir, wieso?«, fragte das Wesen unvermittelt.

Luca brauchte einen Wimpernschlag, um zu verstehen, worauf es anspielte. Er zuckte mit den Schultern. »Ich mag es eben nicht, wenn Schwächere mit Absicht schlecht behandelt werden.«

Das Wesen nickte. »Das war nett von Euch – nicht, dass es etwas genützt hätte. Dafür möchte ich Euch einen Rat geben – haltet Euch fern von Smeralda.«

»Wieso?« Die Frage kam womöglich schroffer heraus, als erforderlich gewesen wäre, doch er fand, dass sein Privatleben diesen kleinen, sprechenden Affen nichts anging.

»Ihr habt Euch gefragt, was sie mit Euch anstellt, nicht wahr?«, antwortete dieser mit einer Gegenfrage. »Ich habe es Euch angesehen. Sie scheint Euch ja regelrecht *verzaubert* zu haben.«

Luca hatte keine Ahnung, was für ein Ziel das Wesen mit diesem Gespräch verfolgte, doch er hatte genug gehört. »Danke, ich komme schon klar. Sie hat mich ganz bestimmt nicht *verzaubert*.« Er wandte sich zum Gehen. Seine Augen hatten sich mittlerweile halbwegs an die Dunkelheit gewöhnt und er hoffte, den Rückweg einigermaßen unbeschadet zu überstehen.

»Seid Ihr Euch da ganz sicher?«

»Ja.«

»Wie Ihr meint.« Es hörte sich definitiv belustigt an. »Ihr könnt übrigens unter dem Wagen durchkriechen, dann spart Ihr Euch den Weg durch das Lager.« Das Wesen gluckste amüsiert und verschwand klirrend im Inneren des Wagens.

Luca fluchte verhalten. Einerseits hatte er keine Lust, den Anweisungen eines sprechenden Affen zu folgen, andererseits brannte er auch nicht gerade darauf, im finsternen Lager umherzuirren. Das Mindeste, was er sich dabei einhandeln würde, waren noch mehr blaue Flecken, wie sein schmerzendes Schienbein ihm äußerst deutlich vor Augen führte. Kurz spielte er mit dem Gedanken, zurück zu Smeralda zu gehen. Immerhin hatte Arnulf seine letzte Runde bereits gedreht, doch er wollte nicht, dass sie ihn für zu aufdringlich hielt. Außerdem musste sie morgen wieder auf der Bühne stehen, da konnte sie eine kleine Ruhepause gut gebrauchen. Also gab er sich einen Ruck und krabbelte seufzend unter dem Wagen hindurch.

Zumindest in einem hatte der Affe recht gehabt. Er fand sich in einer schmalen Gasse wieder, die den nächsten Wohnwagenring von dem eben verlassenen abgrenzte. Und schon nach kurzer Zeit befand er sich wieder im Stadtzentrum.

Den folgenden Tag verbrachte Luca in sehnlicher Erwartung des Abends. Wie gern hätte er Smeralda noch einmal tanzen gesehen, doch er hatte kaum Silber übrig und ihm stand noch ein langer Heimweg bevor, ganz zu schweigen von der Stallmiete, die er zu entrichten hatte, falls er seinen Hengst noch einmal wiedersehen wollte. Schließlich hielt er es nicht länger aus und stellte sich vor das Theater, um das Ende der letzten Vorstellung abzuwarten. Kaum strömten die ersten Menschen aus der Tür, lief er voller Vorfreude zum Hinterausgang, um Smeralda dort abzufangen.

Ihre Augen leuchteten erfreut auf, als sie ihn sah.

»Luca!« Glücklicherweise warf sie sich in seine Arme. »Du hast mir gefehlt«, raunte sie.

Ihr herrlicher Duft stieg ihm in die Nase und er zog sie fest an seine Brust. »Du mir auch«, flüsterte er rau. Obwohl er den ganzen Tag vor Ungeduld vergangen war, wurde ihm erst jetzt bewusst, wie sehr er sich nach ihr gesehnt hatte. Und er spürte, dass es ihm in dieser Nacht noch viel schwerer fallen würde, sie zu verlassen, als in der Nacht davor – sollte sie das tatsächlich von ihm verlangen.

Sie schafften es gerade noch, die Tür ihres Wohnwagens hinter sich zu schließen, bevor sie sich ihre Kleidung vom Leib zerrten und ihrer Leidenschaft freien Lauf ließen.

»Ich wünschte, es könnte immer so weitergehen«, flüsterte Smeralda bedauernd, als sie sich schließlich erschöpft in seinen Arm kuschelte. »Ich möchte gar nicht daran denken, dass uns nur noch ein Abend bleibt.«

Luca wusste genau, was sie meinte. Das Zusammensein mit ihr fühlte sich wie ein Märchen, wie ein wahr gewordener Wunschtraum an, und er wollte nicht, dass er so plötzlich zu Ende ging.

»Wie haben nie darüber gesprochen, woher du eigentlich kommst«, sagte sie nachdenklich.

»Wir haben auch sonst nicht besonders viel gesprochen«, erwiderte er lächelnd und küsste ihre Stirn.

»Ich meine es ernst!« Leichter Tadel schwang in ihrer Stimme mit. »Ich möchte wissen, wo du lebst und was du tust.«

»Ich fürchte, da habe ich nicht viel Interessantes zu bieten. Die meiste Zeit bin ich eigentlich unterwegs. Das, was für mich einem Heim wohl am nächsten kommt, ist eine einsame Burg in den Bergen südöstlich von hier.«

»Du hast eine eigene Burg?«, entfuhr es ihr fasziniert.

»Nein.« Luca lachte. »Die Burg gehört nicht mir, sondern Elaina.«

»Wer soll das sein?«

Er mochte die Eifersucht in ihrer Stimme. »Man könnte sie meine Dienstherrin nennen«, beruhigte er sie.

»Und was genau machst du für diese Dienstherrin?« Sie schien noch nicht ganz besänftigt zu sein.

»Ich reise umher, schließe Geschäfte in ihrem Namen ab, führe Verhandlungen.«

»Dann bist du ein bedeutender Mann.« Sie strahlte ihn bewundernd an.

»Na ja, nicht wirklich«, winkte er ab. Er wollte ihr keinen falschen Eindruck vermitteln, auch wenn sie sich nach morgen vermutlich niemals mehr wiedersehen würden.

»Vielleicht könnte ich ja mit dir gehen.« Sie legte ihre Wange an seine Brust.

Luca erstarrte und fragte sich im Stillen, ob er sich verhört hatte. Sie konnte das doch unmöglich ernst meinen. So gern er sie auch hatte, so schön die Stunden mit ihr auch gewesen waren – in seinem Leben gab es keinen Platz für eine Frau. Was könnte er ihr schon bieten außer monatelanger Einsamkeit?

»Ich glaube nicht, dass es dir gefallen würde«, sagte er vorsichtig.

Sie schnaufte bitter. »Es könnte kaum schlimmer sein als das da!« Sie machte eine ausholende Geste, die den gesamten Wohnwagen umschloss.

»Wenn du dieses Leben nicht magst, wieso gehst du nicht einfach fort?«

»Wohin denn?« Hilflosigkeit und Verzweiflung klangen in ihren Worten mit und lösten in ihm das Bedürfnis aus, sie festzuhalten, zu trösten, zu beschützen.

»Lass mich mit dir ziehen«, bat sie leise.

»Das ist nicht möglich«, erklärte er traurig und fragte sich im gleichen Atemzug, wieso eigentlich nicht. »Ich bin zu viel unterwegs«, führte er an, mehr in dem Versuch, sich selbst von der Richtigkeit seiner Worte zu überzeugen.

»Das ist mir egal!«, rief sie leidenschaftlich aus. »Ich bin es gewohnt. Sieh mich doch an! Und wenn du nicht möchtest, dass ich mit dir gehe, dann werde ich irgendwo auf dich warten! Ich liebe dich.«

Luca schluckte. Seine Kehle war plötzlich wie ausgedörrt. Widersprüchliche Gefühle kämpften in seiner Brust. Da war der Drang, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, alles zu tun, um diese wundervolle, aufregende Frau für immer glücklich zu machen, jede Nacht mit ihr eng umschlungen einzuschlafen und jeden Morgen von ihren Küssen geweckt zu werden. Gleichzeitig war da aber eine kleine Stimme in seinem Hinterkopf, die sich darüber wunderte, dass Smeralda von Liebe sprach, obwohl sie ihn so gut wie gar nicht kannte.

»Ich hätte es nicht sagen sollen«, murmelte sie verzweifelt. »Es tut mir leid, aber ich ertrage den Gedanken einfach nicht, dass wir uns bald für immer trennen werden.«

Ihm ging es ähnlich. Doch er wusste auch, dass es keine Entscheidung war, die er leichtfertig treffen darf-

te. Er musste nachdenken. Und das konnte er nicht, solange ihn ihr betörender Duft umschmeichelte, solange er ihre zarte, nackte Haut an der seinen spürte. Behutsam löste er sich aus ihrer Umarmung.

»Wohin willst du?«, fragte sie besorgt.

»Ich muss mir Klarheit über ein paar Dinge verschaffen.«

»Natürlich.« Sie lächelte unsicher. »Kommst du morgen wieder?«

»Aber selbstverständlich tu ich das.« Er streifte ihre Lippen mit den seinen. Dann erhob er sich, um sich anzuziehen.

Draußen sog er die frische, kühle Luft in vollen Zügen ein und spürte, wie sich sein Geist allmählich klärte. Trotzdem wusste er noch immer nicht, was er tun sollte.

»Schon so früh fertig?«, erklang die vertraute, schnurrende Stimme belustigt.

Luca antwortete nicht. Er hatte keine Lust darauf, sein Liebesleben mit einem sprechenden Affen zu diskutieren. Er warf seine Würde über Bord, ließ sich auf alle Viere sinken und krabbelte unter dem Wagen hindurch. Hinter sich meinte er ein leises Kichern zu hören, das er jedoch geflissentlich ignorierte.

Lange Zeit lief Luca durch die dunklen Straßen der Stadt, während in seinem Kopf unablässig die gleichen Gedanken kreisten. War dieses unbändige Verlangen nach Smeralda, das ihn um den Verstand zu bringen drohte, womöglich Liebe? Fühlte sich das vielleicht wirklich so an? Mit Sicherheit hatte er noch niemals so für eine Frau empfunden, – aber war er bereit, sein Leben dafür umzukrempeln? Was wäre, wenn diese Anziehung irgendwann schwand? Was verband ihn sonst noch mit dieser Tänzerin, die seine Sinne dermaßen fesselte? Was wusste er überhaupt über sie? Nicht viel, wie er selbst zugeben musste.

Und doch war sie bereit, alles, was sie kannte, für ihn hinter sich zu lassen. Konnte er sie enttäuschen? Würde er es verkraften, von nun an ohne ihre Nähe, ihre Wärme, ihre leidenschaftliche Umarmung auszukommen?

»Ahhh!« Luca schrie seinen Frust hinaus und presste sich die Hände vors Gesicht. Ein paar späte Passanten starteten ihn irritiert an und er beeilte sich weiterzukommen. Zum ersten Mal seit über zehn Jahren, seit Elaina ihn mit zwölf aus dem Elend seiner bisherigen Existenz herausgeholt hatte, bereute er, dass seine Kindheit nicht anders verlaufen war. Er hatte nie einen Vater gehabt und seine Mutter sehr früh verloren. Er hatte keine Ahnung, wie eine Ehe funktionierte, was Liebe wirklich war. Und er hatte niemanden, den er um Rat fragen konnte.

Haltet Euch von ihr fern, hatte der merkwürdige, kleine Affe ihm gesagt.

Wusste er etwas, was ihm selbst verborgen blieb, oder wollte er sich bloß wichtigmachen? Das Wesen war zu fremdartig, als dass er es wirklich einschätzen konnte.

Luca schüttelte energisch seinen Kopf. Er sollte sich über Smeralda und sich Gedanken machen, nicht um dieses Pelzknäuel, das mit seiner bitteren Lage seinen Beschützerinstinkt weckte und mit seiner frechen, spöttischen Art gleichzeitig in ihm den Drang auslöste, ihm den Hals umzudrehen.

Luca seufzte und machte sich auf den Heimweg. Er wusste noch immer nicht, was er Smeralda sagen sollte, und spürte doch, dass dieser Zweifel bereits seine Antwort war.

Mit gemischten Gefühlen machte er sich am nächsten Abend zu ihrem Wohnwagen auf, sobald die Sonne den Horizont berührte. Sie musste bereits auf ihn gewartet haben, denn sie riss ungeduldig die Tür auf und zog ihn zu sich herein. Genüsslich atmete er ihren vertrauten Duft ein, vergrub sein Gesicht in ihren Haaren und spürte all seine Vorbehalte schwinden. Er wollte sie, er brauchte sie.

Es kostete ihn alle Willenskraft, sie nicht sofort auf ihr Bett zu werfen, doch er war nicht dafür gekommen. Oder doch? Wieso sollte er sich gegen seine Gefühle wehren? Er war keiner anderen Frau verpflichtet, sein Liebesleben ging nur ihn etwas an. Und wenn Smeralda diejenige war, die ihn glücklich machte, wieso sollte sie nicht für immer ihm gehören?

Fast ohne sein Zutun begannen seine Hände, ihr das Gewand von den Schultern zu streifen. Sie schmiegte sich an ihn und ergab sich seiner Liebkosung.

»Ich bin so froh, dass du wieder da bist«, flüsterte sie. »Ich hatte befürchtet, dass du nicht mehr kommen würdest.«

»Ich hatte es doch versprochen«, erwiderte er rau und küsste sie.

Atemlos löste sie sich von ihm. »Und ... Wie hast du dich entschieden?«

Die Hoffnung, die Angst in ihrer Stimme hatten die gleiche Wirkung auf ihn wie ein Eimer eiskaltes Wasser. Was zur Hölle trieb er da eigentlich? Egal, wie es derzeit in ihm aussehen mochte, er wusste, dass es keine Zukunft für sie beide gab. War er wirklich so tief gesunken, dass er seine niedersten Gelüste an ihr auslassen wollte, bevor er sie verließ?

Luca ließ sie so abrupt los, als hätte er sich verbrannt. Hastig wich er einen Schritt zurück und fuhr sich nervös durch die Haare.

»Was ist los?« Fragend und lockend zugleich streckte sie ihre Arme nach ihm aus.

Luca schüttelte den Kopf. Das Denken fiel ihm schwer. »Wir müssen reden«, presste er schließlich mühsam hervor.

»Natürlich«, stimmte sie schnell zu. »Ich habe dir auch etwas ganz Wundervolles zu sagen.«

Sie setzte sich auf ihr Bett und klopfte mit der Hand auf die freie Stelle neben sich. Luca folgte widerwillig ihrer Aufforderung. Er konnte sich selbst nicht trauen, wenn er in ihrer Nähe war, und hätte lieber einen kleinen Sicherheitsabstand zu ihr bewahrt. Doch er wollte sie nicht vor den Kopf stoßen, nicht bei dem, was er ihr jetzt zu sagen hatte.

»Smeralda«, setzte er stockend an. »Du bist eine wirklich bezaubernde Frau. Und die letzten zwei Tage waren wie ein einziger Traum für mich. Ich denke, dass ich mich wirklich in dich verlieben könnte.« Er zögerte. »Aber zwei Tage sind einfach viel zu kurz, um sich für sein ganzes Leben zu binden. Ich möchte nicht, dass du deine Entscheidung eines Tages bereust.«

»Das würde ich nicht!«, rief sie hastig dazwischen.

»Vielleicht doch.« Er lächelte traurig und zuckte mit seinen Schultern. »Im Grunde kennen wir uns doch gar nicht. Wir brauchen einfach mehr Zeit.«

»Aber die haben wir nicht! Schon morgen brechen wir unsere Zelte ab und ziehen nach Osten.«

Er strich ihr wehmütig eine widerspenstige Locke aus der Stirn. »Ich bin sicher, wenn es wirklich sein soll, werden wir uns wiedersehen.« Er lächelte leicht. »Wir beide streifen viel zu viel umher, als dass wir uns nicht irgendwann irgendwo wieder begegnen sollten.« Er hoffte sehr, dass das tatsächlich geschehen würde.

»Aber ...« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, ihre Lippen bebten. »Ich bin schwanger.«

Luca stockte, runzelte irritiert die Stirn und rückte ein Stück von ihr ab. Ihm war, als hätte sie ihm gerade eins über den Schädel gezogen. Sie hatten sich erst vor zwei Tagen kennengelernt. Falls sie schwanger war, dann mit Sicherheit nicht von ihm.

»Das ist sehr schön für dich«, erwiderte er kühl. »Aber ein Wiedersehen wäre in diesem Fall wohl nicht mehr angebracht.«

»Du würdest dein Kind einfach im Stich lassen?« Ungläubig funkelte sie ihn an.

»Mein Kind?« Luca verschlug es angesichts ihrer Frechheit die Sprache. »Das kann ja wohl kaum sein!«

»Und doch ist es so«, beharrte sie und legte zärtlich ihre Hand auf ihren Bauch. »Es ist deins, das Kind unserer Liebe.«

Sie sah so aufrichtig, so glücklich aus, dass Luca plötzlich Zweifel kamen. Wäre es möglich? Entschieden schüttelte er seinen Kopf. Nein, natürlich nicht. Selbst, wenn ihre Vereinigung nicht ohne Folgen geblieben wäre, würde sie es jetzt noch nicht wissen können.

Sie seufzte. »Ich weiß, du glaubst mir nicht«, begann sie stockend. »Und vermutlich kann ich es dir nicht einmal verübeln. Aber ich kann es beweisen.«

Skeptisch zog Luca die Augenbrauen zusammen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie.

»Ich habe sofort gespürt, dass unsere Liebe Früchte getragen hat, aber ich wollte ganz sicher sein. Also bin ich zu Adelana – unserer Wahrsagerin – gegangen und sie hat mir diese magische Perle gegeben.« Ehrfürchtig holte sie eine Schachtel hervor und öffnete sie. Eine kleine, unscheinbare Murmel lag darin in einem Bett aus Samt. »Wenn ich wirklich dein Kind, dein Fleisch und Blut in mir trage, wird diese Perle strahlend leuchten, wenn wir sie gemeinsam berühren. Die Magie darin erkennt das, was zusammengehört.«

Vorsichtig nahm sie die kleine Murmel heraus und legte sie in ihre Hand. Die Perle fing ganz leicht zu schimmern an. »Leg deine Hand darüber und wir werden sehen«, flüsterte Smeralda ergriffen.

Luca gehorchte ihr. Er spürte, wie sich die Kugel unter seiner Handfläche erwärmte, sah das Leuchten immer heller zwischen seinen Fingern nach außen dringen.

»Siehst du das?«, raunte Smeralda glücklich. Und presste sich die freie Hand erneut vor ihren Bauch. »Es ist wahr!«

»Ich sehe es«, kommentierte Luca grimmig. Die Kugel strahlte tatsächlich, allerdings war dabei nicht mal ein Funke von Magie im Spiel. Entweder sie war selbst getäuscht worden oder sie versuchte ihn gerade kaltblütig hereinzulegen. Er hoffte sehr, dass es die erste Möglichkeit war. »Das ist keine magische Kugel«, sagte er sanft. »Ich bin nicht ganz sicher, was das ist, aber ich schätze, sie ist mit einer fluoreszierenden Farbe bestrichen worden, die auf Wärme reagiert. Wenn du sie an eine Kerze halten würdest, würde sie vermutlich genauso schön strahlen. Es tut mir leid«, fügte er hilflos hinzu, als sich ihr Gesicht zum Weinen verzog.

»Das ist nicht wahr!«, erwiderte sie trotzig. »Adelana ist eine mächtige Zauberin. Sie versteht sich sehr gut auf solche Dinge.« Sie schniefte. »Sag doch gleich, dass du mich und das Kind nicht willst. Du hast deinen Spaß mit mir gehabt und jetzt willst du einfach weiterziehen!«

»Du wurdest getäuscht, es gibt kein Kind«, redete er besänftigend auf sie ein. »Wenn du mir nicht glaubst, mach doch den Test mit der Kerze.«

»Das werde ich ganz sicher nicht tun!«, schrie sie wütend und packte die Perle weg, die noch immer in ihrer Hand vor sich hingeglüht hatte. »Ich hätte nie gedacht, dass ich mich so in dir täuschen könnte.«

Nun, da wären sie schon zu zweit. Sie hatte ihn tatsächlich – aus welchen Gründen auch immer – bloß hereinlegen wollen. Unfassbar, dass er tatsächlich darüber nachgedacht hatte, sein Leben für sie umzukrempeln. Abrupt stand er auf.

»Bitte, Luca.« Sie klammerte sich an seine Hand, sah ihn aus verweinten Augen verführerisch an, gewährte ihm tiefe Einsicht in ihren Ausschnitt. »Bitte, gib uns noch eine Chance.«

Er konnte nicht leugnen, dass ihr Anblick seine Wirkung auf ihn nicht verfehlte, doch dieses Mal behielt sein Verstand die Oberhand. »Es tut mir leid, Smeralda«, sagte er fest. »Ich glaube nicht, dass es eine gemeinsame Zukunft für uns gibt.« Seine Stimme wurde eine Spur weicher. »Ich werde dich nie vergessen. Pass auf dich auf.«

»Und was ist mit dem Kind?!«, brüllte sie.

Luca wollte ihr gerade noch einmal verdeutlichen, dass es gar kein Kind gab, als die Tür des Wohnwagens plötzlich aufflog.

»Was für ein Kind?«, donnerte eine laute Stimme.

Smeralda wich entsetzt zurück.

Luca drehte sich um und erkannte den Mann, dessen Stiefel er am ersten Abend gesehen hatte – Arnulf! Mit einem Satz war der Neuankömmling bei ihm und packte ihn mit seiner fleischigen Pranke an der Kehle, noch bevor Luca auch nur auf den Gedanken kam, sich zu wehren.

»Du hast meine Tochter geschwängert?!«, brüllte der Mann.

»Tochter?«, röchelte Luca überrascht und drehte mit großer Mühe seinen Kopf, um Smeralda anzusehen, die entschuldigend mit den Schultern zuckte.

»Ja, Tochter!«, bestätigte Arnulf wütend, lockerte aber zumindest so weit seinen Klammergriff, dass Luca etwas mehr Luft bekam. »Und außerdem die Hauptattraktion unserer Gruppe. Hast du eine Vorstellung davon, wie viel Geld mir entgeht, wenn sie schwanger ist?«

Luca fand es bemerkenswert, dass die Hauptsorge des Mannes nicht dem Glück seiner Tochter sondern seinem entgehenden Gewinn galt. Vorsichtshalber schüttelte er seinen Kopf und bemühte sich, sein Schwert unauffällig aus der Scheide zu ziehen.

»Das würde ich an deiner Stelle lieber lassen«, zischte Arnulf und drückte noch ein wenig fester zu. Dunkle Flecken begannen vor Lucas Augen zu tanzen.

»Vater, du bringst ihn noch um!«, rief Smeralda erschrocken.

»Schrei nicht rum, nimm ihm lieber seine Klinge ab.«

Gehorsam schnallte die junge Frau ihm den Waffengürtel ab.

»Und nun zu dir«, wandte Arnulf sich wieder an Luca. »Du wirst mir den Schaden bezahlen, den du verursacht hast.«

Luca spielte mit dem Gedanken, ihn darüber aufzuklären, dass gar kein *Schaden* entstanden war, doch er verwarf diese Idee. Arnulf machte nicht gerade den Eindruck, als wäre er logischen Argumenten zugänglich oder bereit, einen Fehler zuzugeben. »Ich habe kein Geld«, krächzte er stattdessen.

»Dafür bist du aber erstaunlich gut gekleidet.«

»Vier Silbermünzen ... mehr habe ... ich nicht«, presste er mühsam hervor. »Schaut doch ... selbst nach.«

»Smeralda«, kommandierte Arnulf erneut.

Sofort schlossen sich ihre geschickten, kleinen Hände um seine Körpermitte, tasteten ihn sorgfältig von allen Seiten ab. Er hatte das Gefühl, dass sie es durchaus genoss und ihn mehr berührte, als es erforderlich gewesen wäre, doch dieses Mal konnte er ihre Freude darüber nicht teilen. Schließlich zog sie den schmalen Geldbeutel aus seiner Hosentasche und wiegte ihn in ihrer Hand. Ein paar einsame Münzen klimperten darin.

»Er hat recht, Vater.«

Der Mann stieß einen undefinierbaren Laut aus, der an das Brüllen eines wütenden Bullen erinnerte.

»Sag es ... ihm!«, beschwor Luca sie eindringlich. Das hier war kein harmloser Spaß. Der Mann sah aus, als könnte er ihm jederzeit den Hals umdrehen. Es musste sich irgendwie aus dieser ungünstigen Lage befreien. Er zog sein Knie an und rammte es dem Mann mit aller Kraft in die Weichteile. Es mochte kein fairer Zug sein, aber meist sehr effektiv.

Allerdings nicht dieses Mal.

Der fleischige Oberschenkel bekam die meiste Wucht des Schlages ab. Arnulf keuchte, ließ ihn aber nicht los. »Mach das noch einmal und du bist tot«, zischte er. Luca glaubte ihm aufs Wort, erneut begannen schwarze Flecken unter dem Griff der Faust vor seinen Augen zu tanzen. »Wenn du mir den Schaden schon nicht ersetzt, hätte ich dann wenigstens die Befriedigung meiner Rache.«

Flehend schaute Luca zu Smeralda hinüber. Sie würde ihn doch nicht ernsthaft hier draufgehen lassen?

»Es gibt ... kein ... Kind.«

»Was soll das heißen?«

»Er versucht sich nur herauszureden!«, sagte sie schnell. »Er hat mich geschwängert, und jetzt will er nichts davon wissen.« Sie vergrub ihr Gesicht theatralisch in den Händen.

»Spar dir das«, brummte ihr Vater. »Er hat es nicht ohne dein Zutun gemacht. Und keine Angst, zu dir komme ich auch noch. Doch zuvor werde ich den hier erledigen. Er ist nicht von hier, das sehe ich gleich. Also wird ihn auch niemand vermissen.«

Mit letzter Kraft kämpfte Luca gegen den eisenharten Griff um seine Kehle an.

»Warte!«, rief Smeralda aus. »Seine Herrin ist reich und mächtig. Sie wohnt in einem eigenen Schloss. Sie wird uns bestimmt ein fürstliches Lösegeld für ihn zahlen.«

Luca konnte nicht fassen, was er da hörte. War das womöglich von Anfang an ihre Absicht gewesen? Doch er kam nicht dazu, weiter darüber zu grübeln. Eine schwere Faust traf unvermittelt seine Schläfe. Sein Kopf explodierte in einer Wolke aus Schmerz. Das Letzte, was er hörte, bevor es ganz schwarz um ihn wurde, war Arnulfs interessierte Stimme.

»Erzähl mir mehr«, wandte er sich an seine Tochter.

Sein dröhnender Schädel war das Erste, das Luca spürte, als er zu sich kam. Nach und nach gesellten sich andere – nicht minder unangenehme – Empfindungen dazu. Seine Schultern waren schmerzhaft nach hinten gezogen, seine Hände und Füße fest verschnürt. Und es war so dunkel, dass er fast nichts erkennen konnte.

Panik stieg in ihm auf, das Gefühl, lebendig begraben worden zu sein. Er schlug mit den Beinen ungeschickt nach rechts und links und spürte zum Glück keine einengenden Wände.

»Seid Ihr endlich aufgewacht?«, ertönte eine schnurrende Stimme. Und Luca wusste auf einmal ganz genau, wo er sich befand. Es musste der Wohnwagen des kleinen Affen sein. Hatten Arnulf und Smeralda ihn als seinen Bewacher dagelassen? Aber warum gab es dann kein Licht?

»Kannst du mir helfen?«, fragte er, obwohl er nicht recht daran glaubte.

Ketten klirrten. »Nein. Dank Euch habe ich mein letztes Stückchen Freiheit eingebüßt.«

Luca kämpfte sich in eine sitzende Position hoch, was derart zusammengeschnürt gar nicht so leicht war. Gerade als er fragen wollte, was dieser letzte Zusatz bedeuten sollte, sprach das Wesen weiter.

»Ich könnte sagen, ich hätte Euch ja gewarnt, aber das merkt Ihr mit Sicherheit selber.«

»Wusstest du, dass das passieren würde?«

»Nein. Ich muss zugeben, diese Entwicklung ist neu. Vermutlich, weil Arnulf Euren Streit gehört hat. Normalerweise mischt er sich nicht sonderlich in Smeraldas Liebesleben ein, solange sie gewisse Vorkehrungen trifft.«

»Und wovor hast du mich dann gewarnt?« Luca versuchte, in eine bequemere Position zu kommen, was ihm jedoch kläglich misslang.

»Sie hasst dieses Leben. In einem gewissen Sinne ist sie nicht freier als ich.« Mitgefühl schwang in seiner Stimme. »Sie sucht verzweifelt nach einem Ausweg, nach einem Mann, der sie von alledem erlöst. Und dabei greift sie leider zu etwas unlauteren Mitteln.«

»Sie kann nicht zaubern«, brummte Luca. Davon hatte er sich schließlich mehrfach überzeugt.

»Oh, das muss sie auch gar nicht. Die Natur selbst bietet vielfältige Möglichkeiten, die denen der Magie manchmal in nichts nachstehen.«

»Wie meinst du das?« Lucas Kopf schmerzte und er konnte nicht glauben, dass er gerade eine ernsthafte Unterhaltung mit einem sprechenden Affen führte. Andererseits hatte er im Augenblick ohnehin nichts Besseres vor. Er zog und zerrte an seinen Fesseln und scheuerte sich dabei lediglich die Handgelenke auf, ohne das Seil auch nur einen Deut lockern zu können.

»Es gibt eine seltene Pflanze – eine fleischfressende Blume tief in dem Iatla-Gebirge –, die ihre Beute mit ganz bestimmten Pheromonen anlockt. Es hat sich herausgestellt, dass sie besonders auf männliche Tiere anziehend wirkt. Und Menschen scheinen sich in dieser Hinsicht nicht allzu sehr von Nagetieren zu unterscheiden. Sobald Smeralda einen Mann entdeckt, der ihr gefällt und ihr als vielversprechender Kandidat erscheint, holt sie ihre kostbare Phiolen hervor und verstärkt ein wenig ihre natürliche Wirkung.«

»Das glaube ich jetzt nicht!« Luca kam sich so unglaublich dumm vor. »Wie oft hat sie das denn schon durchgezogen?«

»Drei oder vier Mal habe ich ihre Versuche bereits mitbekommen. Aber offensichtlich hat es noch nie richtig geklappt.«

»Und was sollte die Sache mit der Schwangerschaft?«

»Sie ist schwanger?«

»Nein, natürlich nicht. Sie hatte es mir nur weismachen wollen.«

»Anscheinend ist sie noch verzweifelter, als ich dachte. Vielleicht glaubte sie, Euch so dazu zu bewegen, sie mit sich zu nehmen.«

»Und was jetzt?«

»Ich nehme an, irgendjemand wird ein Lösegeld für Euch bezahlen, man wird Euch daraufhin vermutlich freilassen und Ihr werdet dieses Abenteuer schnell vergessen.« Luca entging nicht die Bitterkeit in seiner Stimme.

»Und was ist mit dir?«

»Ich werde bis ans Ende meiner Tage einen sprechenden Affen in einem Käfig mimen.«

»Aber das bist du nicht, oder?«

»Ein Affe?« Er schnaufte. »Interessiert es Euch wirklich?«

»Ja.«

»Ich bin ein Bergkobold, der letzte meiner Art. Ibortus al Duna, zu Euren Diensten.«

Das ergab Sinn. Er hatte noch nie einen Bergkobold getroffen, aber er wusste, dass es in den abgeschiedensten Winkeln Edingaards noch immer magische Wesen gab, die sich vor den Menschen versteckten. »Daher hast du also deine Befähigung zur Magie.«

»Ihr wisst davon?« Zum ersten Mal hörte Luca aufrichtiges Staunen, sogar Hoffnung in seiner Stimme. »Woher?«

Luca ließ sich frustriert zurück auf den Boden fallen. Das krumme Sitzen strengte ihn an und brachte ohnehin keine Verbesserung seiner Lage. »Ich kann es spüren, das ist meine Gabe.«

»Könnt Ihr uns vielleicht auch hier herausholen?«

»Nicht mit Magie«, erklärte er bedauernd und bereute – wie so oft –, dass die Göttin ihn nicht mit aktiver-

en Fähigkeiten gesegnet hatte. »Was ist mit dir? Wieso lässt du dich so von diesen Menschen behandeln?«

»Ich habe einmal zu fliehen versucht, es war mir sogar fast gelungen. Aber sie haben mich trotzdem erwischt und dabei erkannt, was für Fähigkeiten in mir schlummern. Also haben sie dafür gesorgt, dass ich nie wieder zaubern kann.«

»Wie denn das?«

»Ich bin nicht sicher. Wir waren damals im Südosten Fallandars unterwegs. Arnulf war losgezogen und mit einem fremden Mann zurückgekehrt. Soweit ich weiß, hatte dieser keine Gabe, ich konnte keine Spur von Magie an ihm entdecken, und doch war er völlig unempfindlich gegen alles, was ich versuchte. Er legte mir diese Ketten an. Ich weiß nicht, wie sie es machen, aber sie unterdrücken sehr wirkungsvoll meine Magie.«

»Ich würde sie mir gerne mal ansehen. Kannst du Licht machen? Oder meine Fesseln lösen?«

»Es tut mir leid, ich sitze im Käfig.«

Das hatte er also gemeint, als er sagte, er hätte das letzte Stückchen Freiheit verloren. Natürlich wollte Arnulf verhindern, dass seine beiden Gefangenen sich gegenseitig halfen.

»Wo genau bist du?«

»Etwa vier Schritte von Euch entfernt.«

»Du kannst mich sehen?«

»Natürlich, ich bin ein Bergkobold!«

Natürlich. Luca schmunzelte unwillkürlich über den Stolz in der Stimme des Kleinen. Es schien ihm gutzutun, sich daran zu erinnern, wer er wirklich war.

»Ich versuche, zu dir herüberzurobben. Vielleicht kannst du dann meine Fesseln lösen.« Ungeschickt begann er damit, sich in Richtung des Kobolds zu bewegen.

»Nicht so laut!«, schimpfte dieser. »Wollt Ihr, dass das ganze Lager aufwacht?«

»Tut mir leid«, keuchte Luca bissig. »Ich bin nicht zum Kriechen erschaffen worden. Ahh!« Er fluchte und rieb sich die schmerzende Schulter, die er an irgendetwas Hartem gestoßen hatte.

»Vorsicht, da steht eine Truhe.«

»Danke für den späten Hinweis.«

Ibertus gluckste leise. »Ihr seid fast da. Passt auf, sonst stoßt Ihr Euch auch noch den Kopf an den Stangen.«

Luca tastete sich langsam vorwärts, bis er das kühle Metall an seiner Stirn spürte. Dann drückte er sich mühsam hoch und verrenkte sich so lange, bis er mit seinen gefesselten Händen an den Käfig herankam. »Kannst du das Seil lösen?«

»Ich kann es versuchen.«

Er spürte eine spitze Krallen, die an dem dicken Seil zu kratzen begann. Es schien ewig zu dauern, aber schließlich nahm der Druck an seinen Handgelenken ab. Er zog und zerrte und schaffte es, eine Hand herauszuziehen. Dankbar bewegte er seine steif gewordenen, eingeschlafenen Finger und machte sich dann an seinen Fußfesseln zu schaffen.

»Gibt es hier irgendwo eine Lampe?«, fragte er anschließend.

»Rechts von Euch, auf dem Tisch müsste eine stehen.«

Luca tastete umher, bis er das Gewünschte fand. Zum Glück lagen die Feuersteine gleich daneben. Schon bald erfüllte ein schwaches, gelbes Licht das Innere des Wohnwagens. Luca ging zur Tür und rüttelte daran. Sie war verschlossen. Wie es aussah, von außen mit einem Vorhängeschloss. Luca fluchte. Er hatte keine Möglichkeit, da dranzukommen. Also musste er einen anderen Weg hinaus suchen.

Er drehte sich um und hockte sich vor den Käfig, in dem der Kobold ruhig wartete. »Hier liegt nicht irgendwo zufällig ein Schlüssel zu diesem Ding herum?«

»Nein. Die beiden Schlüssel tragen Arnulf und Braco – so heißt mein *Herr* – immer bei sich.«

»Gut. Dann muss es eben anders gehen.« Luca zog seinen Dietrich aus einer versteckten Innentasche seines Stiefels.

»Ihr wollt mich rausholen? Warum?«

Luca musterte ihn verwundert. »Du glaubst doch nicht, dass ich dich hier zurücklassen werde.«

Die Ohren des kleinen Kobolds zuckten, er senkte den Kopf. »Ihr seid der erste Mensch, der Anteil an meinem Schicksal nimmt. Bisher habe ich höchstens das sensationslüsterne Mitleid der hohen Damen erregen können.«

»Wird Zeit, dass sich das ändert«, kommentierte Luca und machte sich an die Arbeit. Das Schloss war nicht sonderlich kompliziert und sprang nur wenige Wimpernschläge später gehorsam auf.

»Komm raus«, winkte er dem kleinen Kobold zu.

Die Ketten klirrten, als er sich bewegte. Sowohl seine Hand- als auch seine Fußgelenke steckten in metallischen Schellen, die jeweils mit einer Kette verbunden waren. An der Wand konnte Luca weitere Ketten erkennen, die durch einen dicken Ring gezogen waren. Er vermutete, dass Ibertus damit gesichert wurde, wenn er nicht gerade in seinem Käfig steckte. Er spürte plötzlich Wut auf all diese Gaukler in sich aufsteigen. Die Vorstellung, dass der kleine Kobold seit Jahren so gehalten wurde, als wäre er nichts weiter als ein Tier, drehte ihm den Magen um.

»Wir sollten zusehen, dass wir von hier verschwinden«, brummte er. »Weißt du, wie spät es eigentlich ist?«

»Etwa drei Stunden bis zum Sonnenaufgang, würde ich sagen.«

»Dann wird es wirklich höchste Zeit. Ich möchte möglichst weit weg von hier sein, wenn Arnulf unser Verschwinden bemerkt.« Er sah sich sorgfältig um. »Es gibt hier nicht zufällig ein Brecheisen oder etwas Ähnliches?«

»Wieso?«

»Die Tür kriegen wir nicht auf. Aber vielleicht können wir eines der Bodenbretter aushebeln.«

»Ihr könntet auch versuchen, mich von meinen Fesseln zu befreien.«

»Alles zu seiner Zeit, mein Freund. Ich denke, wir sollten uns zuerst in Sicherheit bringen. Dann kann ich mich immer noch darum kümmern.«

»Oder Ihr tut es jetzt und ich öffne diese Tür da für uns. Wäre wesentlich leiser.«

»Das könntest du tun?« Skeptisch sah Luca den kleinen Kobold an. Ein Schloss mit Magie zu entriegeln, erforderte einige Kunstfertigkeit, so hatte er es zumindest gehört.

»Ich denke schon. Ich bin zwar etwas eingerostet, dafür äußerst motiviert.«

»Na gut, dann eben auf deine Weise. Zeig her.«

Er zog Ibertus näher ans Licht und besah sich aufmerksam dessen Handschellen. In unregelmäßigen Abständen waren winzige, glänzende Splitter in das Metall eingelassen, die wie schwarze Edelsteine funkelten. »Was ist das?« So einen Stein hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Vorsichtig strich er mit seinem Finger darüber und zog ihn sofort schauernd zurück. Es fühlte sich übel an – irgendwie kalt, leer und leblos.

»Ich weiß es nicht«, sagte Ibertus leise. »Aber das hemmt den Fluss meiner Magie.«

Das überraschte Luca gar nicht. Es fühlte sich an wie das genaue Gegenteil von dem, was die Gabe ausmachte.

Der Verschluss der Handschellen war um Einiges komplizierter als der des Käfigs. Er war so konzipiert, dass man ihn unmöglich selbst und mit nur einer Hand hätte öffnen können. Ibertus und auch Luca wurden immer nervöser, als er ein ums andere Mal immer wieder scheiterte. Doch schließlich hörte er das erlösende Klicken und nahm die Handschellen von Ibertus' Pfoten. Das aufgescheuerte, wunde Fleisch, das darunter zum Vorschein kam, ließ Luca entsetzt den Atem anhalten. Er mochte sich nicht vorstellen, welche Schmerzen dieses kleine Wesen Tag für Tag hatte ertragen müssen. Und er schämte sich, dass er sich nur wenige Schritte entfernt so unbekümmert mit Smeralda vergnügt hatte, während direkt vor seiner Nase solch ein Unrecht geschah.

»Es wird schon heilen«, brummte Ibertus, dem sein Blick anscheinend nicht entgangen war.

»Kannst du die Tür jetzt öffnen oder müssen die Fußketten auch noch ab?« Dann hätten sie nämlich ein echtes Problem. Er bezweifelte, dass es ihm schnell genug gelingen würde, um dann auch noch unbemerkt zu verschwinden.

»Es muss einfach klappen«, sagte Ibertus schlicht. Luca nickte. Der Kleine wusste vermutlich noch besser als er, was für sie hier auf dem Spiel stand.

Neugierig sah er zu, wie der Kobold seine Pfoten auf die geschlossene Tür legte und seine Augen schloss.

Dann begann er zu singen – eine leise, fremdartige Melodie, die dennoch vor Kraft und Magie vibrierte. Immer mal wieder holte Ibertus tief Luft, veränderte die Tonlage oder den Rhythmus, gab sich ganz seinem mystischen Singsang hin. Luca hatte noch nie miterlebt, wie ein magisches Wesen, ein Angehöriger eines Naturvolkes, seine Magie wirkte, und es erfüllte ihn mit tiefer Ehrfurcht, zu sehen, wie sehr diese Musik ein Teil von Ibertus selbst war.

Schließlich senkte der Kleine die Pfoten und atmete zitternd ein. Bis in die letzte Haarspitze war ihm seine Erschöpfung anzusehen. Verzweiflung machte sich in Luca breit, es war alles umsonst gewesen.

Dann hob Ibertus erneut seinen Arm und drückte leicht gegen die Tür, die widerstandslos aufschwang.

Ungläubig starrte Luca den Durchgang an, der sie in die Freiheit führen würde. »Du hast es geschafft!«, raunte er überwältigt.

In diesem Moment knickten Ibertus' Knie ein und der Kleine stürzte zu Boden. In letzter Sekunde gelang es Luca ihn aufzufangen. Er drückte das Ohr an seine Brust und lauschte erschrocken nach dem Herzschlag. Er war regelmäßig und fest.

Ibertus' Augenlider flatterten.

»Ist schon gut«, flüsterte Luca beruhigend. »Du hast es geschafft, Kleiner. Ruh dich jetzt aus.«

So leise wie möglich kletterte er aus dem Wagen. Sein Blick fiel auf das Schloss, das ordentlich vor der Tür auf der Erde lag.

Einfach unglaublich, dass der Kleine sogar daran gedacht hatte, es sacht zu Boden gleiten zu lassen, damit es keinen unnötigen Lärm verursachte. Einer plötzlichen Eingebung folgend, hob er es auf und hängte es von außen erneut an die geschlossene Tür. Mit etwas Glück würde ihre Flucht nun nicht so schnell entdeckt werden.

Ibertus fest an seine Brust gedrückt, krabbelte er ungelenkt unter dem Wagen hindurch und rannte weiter, so schnell es mit seiner Last nur ging. Als er die belebteren Straßen erreichte, zog er seinen Mantel aus und wickelte Ibertus wie ein Kind darin ein. Bei einer flüchtigen Betrachtung mochte der Kobold wie ein ebensolches wirken. Er machte sich nicht die Mühe, seine Herberge aufzusuchen, – das Zimmer war ohnehin im Voraus bezahlt und er hatte dort nichts liegen, was einen Umweg rechtfertigen würde. Stattdessen steuerte er sofort den Mietstall an. Smeralda hatte ihm zwar seinen Geldbeutel abgenommen, doch er hatte für absolute Notfälle stets ein Goldstück in der Innenseite seines Wamses eingenäht.

Luca beglückwünschte sich im Stillen für seine weise Voraussicht, als er mit dem Gold seit Reittier auslöste. Zu Fuß und mit dem geschwächten Kobold auf seinem Arm wäre er nicht sehr weit gekommen.

Mit dem Restgeld besorgte er sich einige Vorräte in dem kleinen Laden, der direkt an den Stall angeschlossen war und die Reisenden zu jeder Tages- und Nachtzeit mit dem Nötigsten ausstattete.

Dann schwang er sich in den Sattel und positionierte Ibertus, der noch immer nicht aus seinem tranceähnlichen Schlaf aufgewacht war, sorgfältig auf seinem Schoß.

Die Wachen am Stadttor nickten ihm müde zu, bevor sie eine schmale Pforte für ihn öffneten. Das war der Vorteil, wenn man sich in einer so großen Stadt wie Dorheim aufhielt, – die Leute stellten keine Fragen, sie waren das ständige Kommen und Gehen gewohnt.

Bald darauf preschte Luca auf seinem frischen, ausgeruhten Pferd in vollem Galopp in Richtung Süden. Er hatte mit Ibertus noch nicht darüber gesprochen – wie denn auch –, doch er hatte beschlossen, ihn mit zu Elaina zu nehmen. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie den kleinen Kobold abweisen würde. Wenn er recht darüber nachdachte, hatte sie ihn vielleicht genau deswegen ausgerechnet jetzt nach Dorheim geschickt. Immerhin besaß sie außergewöhnliche Einblicke in die Pfade der Zukunft.

Der Morgen graute bereits über ihnen, als Ibertus endlich seine Augen aufschlug. Er blinzelte verwirrt und schnupperte, dann lächelte er überwältigt. »Wir haben es tatsächlich geschafft!«, jauchzte er. Er streifte Lucas Mantel ab und richtete sich gerade auf, hielt seine Schnauze in den Wind und lachte aus voller Kehle.

»Ich bin frei!« Vor Freude streckte der Kleine die Arme in die Luft und Luca hielt ihn erschrocken fest, damit er nicht vom Pferd plumpste. Das veranlasste Ibertus zumindest, sich wieder auf sein Hinterteil zu setzen, bevor er das Gleichgewicht verlor. Gutgelaunt wandte der kleine Kerl sich zu Luca um. »Ihr habt nicht zufällig etwas zu essen dabei? Ich verhungere!«

Luca fasste in die Satteltasche und tastete so lange herum, bis er etwas gefunden hatte.

»Was ist das?« Ibertus wickelte den klebrigen Riegel aus dem Ölpapier und schnupperte neugierig daran. Normalerweise hielt Luca sich – besonders unterwegs – mit solchen Naschereien deutlich zurück. Doch er fand, dass der Kobold sich nach allem, was er durchgemacht hatte, eine kleine Aufmunterung verdient hatte. »Das ist ein Honig-Nuss-Riegel«, erklärte er. »Probier mal, es könnte dir gefallen.«

Vorsichtig biss Ibertus hinein und ein hingerissener Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. »Ich erinnere mich«, sagte er leise. »Als kleiner Welpen, zu Hause in den Bergen, habe ich oft so etwas gekriegt. Danach nie wieder.« Er verstummte und kaute energisch auf dem Riegel herum.

Luca spürte, dass er Zeit brauchte, um seine schmerzhaften, bitteren Erinnerungen zu verarbeiten, und ließ ihn in Ruhe.

Ibertus steckte sich den letzten Rest zwischen die Zähne und leckte seine klebrigen Pfoten ab. Dann seufzte er zufrieden. »Ich liebe Honig!«, verkündete er im Brustton der Überzeugung.



Ein Rat fürs Leben

Dumpf starrte Kira in die lodernden Flammen, spürte auf ihrem Gesicht die Hitze des Feuers, das gerade die sterblichen Überreste ihrer Mutter verschlang. Neben ihr schluchzte eine Frau. Doch ihre eigenen Wangen waren vollkommen trocken, sie war zu leer, zu erschüttert, um irgendetwas zu fühlen.

Das schlechte Gewissen regte sich in ihr. Sollte sie nicht vor Schmerz vergehen? Sollte sie nicht trauern um diese Frau, die sich zu Tode geschuftet hatte, um ihre Kinder und sich über die Runden zu bringen?

Vermutlich. Aber alles, was sie empfand, war diese überwältigende Angst, die Sorge um ihr eigenes Schicksal – und das ihres Bruders, dessen Hand vertrauensvoll in der ihren lag.

Was würde jetzt bloß aus ihnen werden?

Das trockene Holz des Bestattungsfeuers knackte und leuchtende Funken stoben hoch in die Luft. Sie hatte die letzten Münzen, die ihnen noch geblieben waren, dafür hergeben müssen. Jetzt hatten Mattis und sie gar nichts mehr.

Vielleicht war es ein Fehler gewesen, doch sie hatte es einfach nicht übers Herz gebracht, ihre Mutter ohne eine anständige Trauerfeier zu lassen. Immerhin war sie ihre *Mutter* gewesen und hatte alles in ihrer Macht Stehende für ihre Kinder getan.

Dennoch wünschte Kira sich im Stillen, dass diese abgehärmte, verbitterte, schmale Frau ihr mehr eine Mutter hätte sein können, mit all der Liebe und Fürsorge, die dazu gehörte. Nur vage konnte sie sich an die erste, glückliche Zeit erinnern, als Mattis noch ein Baby und ihr Vater am Leben gewesen war. Damals hatte ihre Mutter noch gelacht, sie hatte Kira auf ihre Knie gesetzt und ihr Märchen erzählt oder ganz leise etwas vorgesungen. Und dann war alles mit einem Schlag vorbei.

Vater starb bei einem Unfall und ihre Mutter begann von früh bis spät in einer Wäscherei zu schufteln. Sie selbst war erst fünf Jahre alt gewesen, als die Sorge für ihren Bruder plötzlich auf ihren Schultern lag.

Kira hatte sich nie beschwert. Sie verstand, dass Mutter nun keine Zeit, keine Kraft mehr für sie beide hatte. Nur ab und zu hätte sie sich so sehr ein Lächeln, einen Kuss von ihr gewünscht, dass es sie beinahe körperlich schmerzte. Aber auch das ließ mit den Jahren nach.

Und jetzt war es endgültig zu spät dafür.

Der Tod ihrer Mutter kam nicht überraschend für sie, seit Wochen hatte sie schon mit der Lungenentzündung gekämpft, die sie sich in dem eisigen Wasser des Flusses geholt hatte. Dennoch zog ihr Dahinscheiden Kira plötzlich den Boden unter den Füßen weg. Und zwar nicht nur, weil die fruchtlosen Arztbesuche all ihre kläglichen Ersparnisse aufgezehrt hatten, sondern auch, weil damit die letzte Sicherheit in ihrem Leben verloren gegangen war. So wenig ihre Mutter mit ihrer Arbeit auch verdiente, es hatte genügt, um nicht auf der Straße zu leben, um nicht um Almosen betteln zu müssen.

Und nun, da sie selbst immer kunstfertiger mit der Nadel umzugehen verstand, hatte Kira gehofft, dass es mit ihrem Leben endlich aufwärtsgehen würde.

Sie hätte es besser wissen müssen. Das Schicksal verteilte keine Geschenke – zumindest nicht an sie.

Der leichte Zug von Mattis' Hand an der ihren riss sie aus ihren düsteren Gedanken. Erst jetzt bemerkte sie, dass das Feuer fast vollständig heruntergebrannt war und sich die wenigen Menschen, die der Trauerfeier beigewohnt hatten, verstreuten.

Der Körper ihrer Mutter war fort. In wenigen Stunden, wenn die Asche abgekühlt war, würde der Bestattungswärter sie zusammenfegen und achtlos in ein tiefes Loch kippen, das am Rande der Bestattungsstätte hinter ein paar Bäumen verborgen lag.

»Kira?« In Mattis' Gesicht lagen die gleiche Hilflosigkeit und Sorge, die auch sie selbst erfüllten.

Sie atmete tief durch und lächelte den kleinen Bruder aufmunternd an. Sie musste stark sein – für ihn.

»Was machen wir jetzt?«

»Wir gehen nach Hause.« Sie hoffte sehr, dass die Trauergäste ihnen nicht folgen würden, denn sie hatte keinen Begräbnisschmaus zu bieten. Sie besaßen nur noch einen letzten Kanten Brot, den Mattis und sie sich zum Mittagessen teilen würden.

Zum Glück wussten die Nachbarn um ihre Lage. Einer nach dem anderen traten sie zu ihr, sprachen leise ihr Beileid aus und verschwanden mit hängenden Köpfen, um sich selbst ihrem anstrengenden Tagewerk zu widmen. In ihrem Viertel wurden Beerdigungen stets im Morgengrauen abgehalten, damit die Menschen überhaupt kommen konnten.

»Sollen wir einen Umweg über den Markt machen?«, fragte Mattis hoffnungsvoll. »Vielleicht können wir ein paar alte Äpfel oder einen Kohlkopf bekommen.«

Kira schüttelte bedauernd ihren Kopf. »Die Händler bauen gerade erst auf, die Ware ist frisch, da werden sie nichts verschenken. Heute Abend könntest du aber Erfolg haben.« Sosehr es ihr widerstrebte, ihn um Reste betteln zu lassen, zu viel Stolz konnten sie sich im Augenblick wirklich nicht leisten. Nicht, wenn sie überleben wollten.

Ein gutgekleideter Mann trat plötzlich zu ihnen. Kira hatte ihn zuvor schon flüchtig bemerkt, hatte sich aber keinen Reim auf seine Anwesenheit machen können. Sie hatte ihn noch nie gesehen und er gehörte definitiv nicht in diese ärmliche Gegend.

»Mein herzliches Beileid.« Seine Stimme klang tief und fest, sein Gesicht drückte genau die richtige Mischung aus Mitgefühl und Bestürzung aus.

»Danke«, gab sie vorsichtig zurück.

»Es ist eine Schande, dass Diona so früh von uns gehen musste.«

Diona. Der Name ihrer Mutter.

Kiras Kopf fuhr hoch und sie musterte scharf den fremden Mann. Bei der Zeremonie war nur von *der Frau* die Rede gewesen, sie hatte nicht genug Geld gehabt, um eine persönliche Ansprache zu bezahlen. Dieser Mann musste sie also wirklich kennen.

Einen irrwitzigen Moment lang glaubte sie, dass das ihr verschollener Onkel sein könnte, der ältere Bruder ihrer Mutter, der gekommen war, um Mattis und sie zu sich zu holen. Doch natürlich war das absurd. Ihr Onkel konnte gar nichts von dem Tod ihrer Mutter wissen. Und wenn er ihnen wirklich hätte helfen wollen, hätte er in den letzten Jahren genug Gelegenheit dazu gehabt.

»Was habt ihr nun vor?«, fragte der Mann voller Anteilnahme.

Kira schoss ihm einen misstrauischen Blick zu. Was gingen ihn ihre Pläne an? Gleichzeitig schlich sich eine leise Hoffnung in ihr Herz. Was, wenn sie doch nicht ganz allein auf sich gestellt würden überleben müssen?

»Wer seid Ihr? Und woher kennt ... *kanntet* Ihr meine Mutter?«

»Wie unhöflich von mir.« Der Mann lächelte. »Aber ich dachte, Diona hätte mich vielleicht schon erwähnt.«

Kira gefiel nicht, wie vertraulich ihr Name aus seinem Mund klang.

»Nein«, erwiderte sie kühl.

»Schade. Ich habe sie sehr geschätzt. Mein Name ist Dorian Garron.« Er deutete eine Verbeugung an. »Ich war ein ... *Freund* von Diona.«

»Freund?« Aufmerksam schaute sich Kira diesen Mann an, der elegant und kultiviert vor ihr stand und so überhaupt nicht zu der grauen, erschöpften Erscheinung ihrer Mutter passte.

»Ja.« Er lächelte auf eine ganz besondere Art und Kira erkannte schockiert, dass ihre Mutter mit diesem Fremden weit mehr geteilt haben musste als einen Händedruck. Fassungslos starrte sie ihn an, während ihr die widersprüchlichsten Gedanken durch den Kopf schossen.

Wie hatte ihre Mutter bloß so etwas tun können?

Und wieso hatte sie ihnen nichts davon gesagt? Hatte sie Angst gehabt, wie ihre Kinder reagieren würden? Hätte Dorian Garron sie aus ihrem Elend herausholen, hätte er sie retten können? Wieso hatte er das nicht getan? Und wieso hatte sie selbst nichts von alledem bemerkt?

»Ich sehe, du hast Fragen«, sagte er freundlich. »Wie wäre es, wenn ich euch zu eurem Haus begleite und wir das in aller Ruhe besprechen?«

Kira nickte, weil ihr nichts Anderes dazu einfiel. Sie spürte Mattis' fassungslosen Blick auf sich ruhen und zuckte hilflos mit den Schultern. Sie wusste doch auch nicht, was richtig war.

Der Weg zurück zu ihrer Hütte war nicht weit.

Sobald sich die knarrende Tür hinter ihnen geschlossen hatte, schaute Dorian sich neugierig in dem kleinen, düsteren Raum um, der nur durch einen einfachen Vorhang in zwei Kammern unterteilt wurde.

Sie stellte sich vor, wie es für ihn aussehen musste, und schämte sich unverzüglich für ihre Behausung. Der Mann wirkte hier so fehl am Platz, wie sie es in einem prunkvollen Palast getan hätte. Hatte ihre Mutter ihn deshalb nie hierhergebracht, ihn niemals ihren Kindern vorgestellt, weil sie sich für ihr Leben *geschämt* hatte?

Hastig schob sie ihrem Besucher einen Hocker hin und blieb dann unschlüssig stehen. Normalerweise hätte sie ihm jetzt irgendetwas anbieten müssen, eine Erfrischung oder ein Mahl. Doch sie bezweifelte, dass er das abgestandene Regenwasser oder das trockene Brot zu schätzen wissen würde.

»Setz dich doch.« Einladend klopfte er auf den anderen Hocker.

Kira gehorchte steif. Sie war so nervös und verwirrt, dass sie sich nicht einmal daran störte, dass er in ihrem Haus das Kommando übernahm.

»Bestimmt möchtet ihr wissen, wieso ich euch nicht schon früher besucht habe?« Er ließ seinen Blick beinahe angewidert durch die Hütte streifen. »Wieso ich euch nicht geholfen habe?«

Kira nickte. Das wollte sie in der Tat.

Er zuckte mit den Achseln. »Eure Mutter war stets dagegen gewesen. Sie war trotz aller Schicksalsschläge sehr stolz.«

Er hatte recht. Und doch ... War ihre Mutter wirklich so stolz gewesen, dass sie sich lieber zu Tode schuf-tete und ihre Kinder verwaist zurückließ, anstatt die Hilfe eines Freundes anzunehmen? Was hätte sie selbst an ihrer Stelle getan? Ihr Blick ging zu Mattis. Und sie spürte mit untrügerischer Gewissheit, dass sie alles tun würde, um ihn vor Schaden zu bewahren.

»Ich habe ihren Wunsch respektiert, bis jetzt«, fuhr Dorian ruhig fort. »Doch ich hoffe, dass du nicht so törricht bist, die Unterstützung abzulehnen, die ich dir biete.«

»Und die wäre?«

Kira verflocht ihre Finger und schaute ihn erwartungsvoll an.

»Ich könnte dir Arbeit verschaffen«, setzte er an.

»Arbeit?«, wiederholte Kira überrascht. Damit hatte sie nicht gerechnet. Aber natürlich konnte sie nicht von ihm erwarten, dass er nun für Mattis und sie sorgte. Und es war ja auch nicht so, dass sie nicht arbeiten wollte. In der Wäscherei hätte sie mit Sicherheit die nun freigewordene Stelle bekommen können, doch tagein, tagaus für einen Hungerlohn knietief im kalten Wasser zu stehen, erschien ihr nicht gerade erstrebenswert. Ganz abgesehen davon, dass sie mit ihren dreizehn Jahren viel kleiner und schwächer war als die erwachsenen Frauen. Sie würde das nicht lange durchhalten und Mattis wäre dann ganz auf sich allein gestellt.

»Ja. In einer Großküche vielleicht?«

»Nein.« Sie schüttelte entschlossen ihren Kopf. Wenn es hier schon um ihre Zukunft ging, würde sie so viel wie möglich für sich heraushandeln. »Ich möchte nähen.«

»Nähen?«

»Ja. Ich bin sehr geschickt darin.«

Er musterte sie prüfend. Er schien nicht ganz glücklich über ihren Wunsch zu sein, doch schließlich erhellte sich sein Gesicht.

»Also gut. Ich kenne zwar keine Näherin, die dich aufnehmen würde, aber vielleicht geht es auch so.«

Erstaunt riss Kira die Augen auf. Meinte er das etwa ernst? »Was muss ich tun?«

»Ich lasse dir nachher ein paar Sachen zukommen, die du für mich ausbessern kannst. Und wenn das Ergebnis so gut ist, wie du behauptest, kann ich dir bestimmt noch weitere, lukrative Aufträge vermitteln.«

»Wirklich?« Sie lachte begeistert auf und konnte sich nur mit Mühe davon abhalten, vor diesem fremden Mann, der so unvermittelt als strahlender Retter in der Not erschienen war, auf die Knie zu sinken. »Danke!« Sie lächelte ihn überwältigt an.

»Keine Ursache.« Er tätschelte leicht ihre Hand. »Ich schicke heute Abend einen Burschen mit den Sachen vorbei.«

»Ich werde mich direkt dransetzen«, versprach sie eifrig.

Er lächelte. »Ich freue mich, dass du diese Sache so ernst nimmst. Aber du brauchst dich nicht abzuhetzen. Ruhe dich heute Nacht lieber aus. Morgen früh ist noch genug Zeit dafür.«

»Und wo soll ich die Sachen abgeben?«

»Mein Bursche wird dir alles erklären.« Er verstummte kurz. »Wenn du es bis morgen Abend schaffst, kannst du mir die Sachen gerne vorbeibringen. Nach dem sechsten Glockenschlag wirst du mich mit Sicherheit antreffen.«

»Danke!«, wiederholte Kira ergriffen.

»Das mache ich doch gern. Bis morgen.« Er neigte grüßend seinen Kopf, dann verließ er die Hütte.

Strahlend schaute Kira ihm hinterher. Dieser Tag hatte als der schlimmste ihres bisherigen Lebens begonnen, doch nun tauchte zum ersten Mal seit Langem ein wirklicher Hoffungsstreif am Horizont auf.

»Glaubst du, es wird wirklich so klappen, wie er das sagt?«, fragte Mattis.

»Bestimmt«, entgegnete sie optimistisch. Wenn sie einmal einen Fuß in die Tür der wohlhabenden Häuser bekam, würde es ihr schon gelingen, sie alle von ihrem Können zu überzeugen.

»Ich gehe trotzdem noch mal zum Markt und schau, ob ich ein paar Münzen verdienen kann«, sagte er.

Stolz schaute Kira ihrem kleinen Bruder hinterher. Zusammen würden sie schon für sich sorgen können.

Alles kam so, wie Dorian es gesagt hatte. Kurz vor Sonnenuntergang hatte sein Diener ihr einen Stapel Hemden vorbeigebracht, die ausgebessert werden mussten. An manchen davon fehlte lediglich ein Knopf, an anderen musste eine Rüsche am Ärmel angenäht oder eine geplatze Naht geflickt werden.

Am liebsten hätte Kira sich sofort ans Werk gemacht. Doch das schwache Licht des Kamins reichte nicht wirklich aus, um vernünftig zu arbeiten, und sie wollte es nicht riskieren, einen Patzer zu machen. Ihr Herz klopfte aufgeregt, als sie die herrlich feinen, weißen Kleidungsstücke auf einem Hocker platzierte, den sie vorher sorgfältig abgewischt hatte. Nicht auszudenken, was geschehen würde, wenn da ein Krümel hängen blieb oder gar ein Fleck draufkam.

Dies war vermutlich ihre einzige Chance, sich zu beweisen. Sie würde das Vertrauen, das Dorian ihr entgegenbrachte, nicht enttäuschen.

Sie überlegte gerade, ob sie Mattis vom Markt abholen sollte, wohin der Junge am Nachmittag nochmals verschwunden war, als er freudestrahlend zur Tür hereinlief.

Stolz zeigte er ihr drei Äpfel, die er in sein Wams eingeschlagen hatte, sowie eine kleine Münze, die er fest in seiner Hand hielt. »Schau, Kira! Einer der Händler hat mir die hier gegeben, weil ich ihm beim Zusammenräumen geholfen habe.«

»Zeig mal her!« Aufgeregt lief sie zu ihm und betrachtete ausgiebig seine Beute. Die Äpfel waren knackig, leuchtend grün und rund. Nicht die Abfallware, die ihm sonst schon mal zugesteckt wurde.

»Morgen früh gehe ich wieder dorthin!«, verkündete Mattis strahlend. »Der Händler sagte, sein Bursche hätte sich den Arm verrenkt und kann morgen noch immer nicht arbeiten. Wenn ich ihm beim Ab- und Aufräumen helfe, gibt er mir noch zweimal so viel.«

»Das ist großartig, Mattis!« Liebevoll zerzauste sie sein Haar und zog ihn dann in eine feste Umarmung. Wenn Dorian ihr tatsächlich Arbeit als Näherin verschaffte und Mattis hin und wieder ein paar Münzen mit nach Hause brachte, würde es ihnen nicht schlechter ergehen als zuvor, als ihre Mutter noch gelebt hatte.

Der Gedanke an sie dämpfte ein wenig Kiras Freude. Und erstmals mischte sich ein leiser Groll in die Erinnerung. Warum nur hatten sie erst nach ihrem Tod von Dorian erfahren? Wieso hatte sie nicht schon viel früher dafür gesorgt, dass er ihnen half? Vielleicht wäre sie dann immer noch am Leben. Vielleicht wäre sogar das Lächeln in ihre Augen zurückgekehrt, wenn nicht die ganze Last der Verantwortung allein auf ihren Schultern geruht hätte.

»Was hast du?« Mattis war ihr Stimmungsumschwung nicht entgangen. Besorgt sah ihr kleiner Bruder sie an.

»Gar nichts«, erwiderte sie leise. Es brachte nichts, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was hätte sein können, aber nicht geschehen war. Und sie wollte auch Mattis nicht mit ihren Gedanken belasten. »Lass uns essen.«

Fierlich legte ihr Bruder die Äpfel auf den Esstisch. Es war die erste Mahlzeit, die er ganz allein besorgt

hatte. Gern hätte Kira noch etwas Anderes dazugestellt. Aber sie hatten nichts mehr. Also nahm sie ein Messer und teilte den dritten Apfel fein säuberlich durch zwei.

Sie wusste, dass Mattis genau wie sie noch immer hungrig war, nachdem sie alles vertilgt hatten. Doch keiner von ihnen sagte ein Wort. Zumindest gingen sie nicht mit völlig leeren Mägen ins Bett, was in der letzten Zeit durchaus öfter vorgekommen war, als Kira sich Tag und Nacht um ihre kranke Mutter gekümmert hatte.

Dieses Mal machte der Hunger dem Mädchen aber nichts aus, als sie sich in ihre dünne Decke wickelte und sich die rosige Zukunft ausmalte, die für Mattis und sie am nächsten Tag beginnen sollte.



Der Händler hatte Wort gehalten und Mattis am Morgen mit einer weiteren Münze nach Hause geschickt, die der Junge gleich für einen halben Laib Brot vom Vortag eintauschte. Kira selbst saß seit Sonnenaufgang bereits an ihrer Näharbeit, sie wollte sie um jeden Preis noch an diesem Tag beenden.

Sie unterbrach ihre Tätigkeit nur, um gemeinsam mit Mattis das späte Frühstück zu genießen, das er mitgebracht hatte. Ihr kleiner Bruder langte kräftig zu und dieses Mal hielt Kira ihn nicht zurück. Normalerweise hätte sie das Brot rationiert, einen Teil davon für später weggepackt, doch der Händler hatte Mattis gebeten, am Abend noch mal wiederzukommen. Und sie selbst rechnete fest damit, ebenfalls ein paar klingende Münzen von Dorian zu bekommen.

»Was meinst du, wie viel ist meine Arbeit wert?«, fragte sie nachdenklich ihren Bruder. Sie hatte keine Ahnung, was eine angemessene Bezahlung dafür wäre, und hatte es auch versäumt, mit Dorian eine Entlohnung zu vereinbaren.

»Weiß nicht.« Mattis zuckte mit den Schultern. »Ich schätze, Dorian wird es dir sagen. Er scheint nett zu sein, er wird schon wissen, was richtig ist.«

Kira nickte. Ihr Bruder hatte recht. Sie konnte Dorian vertrauen. Er hatte keinen Grund, sie übers Ohr zu hauen. Seinem Aussehen nach war er auf die paar Groschen, die er dabei sparen könnte, nicht angewiesen. Außerdem war er wirklich nett. Wieso sonst sollte er sich zweier Waisenkinder annehmen, um die sich niemand scherte.

Dennoch machte sie sich direkt nach dem sechsten Glockenschlag mit sehr gemischten Gefühlen auf den Weg. Ihr Herz pochte immer lauter in ihrer Brust, je weiter sie sich in die schönen, wohlhabenderen Viertel von Rondas vorwagte. Sie sah, wie die Passanten missbilligend ihre Nasen rümpften, wenn sie ihre schmale Gestalt in dem mittlerweile viel zu kurzen Kleid bemerkten, – und schämte sich plötzlich für ihre abgerissene Erscheinung. Dabei war sie nicht hässlich, keineswegs, zumindest hatte sie sich nicht so empfunden bei den seltenen Gelegenheiten, wenn sie in einer Pfütze oder einer spiegelnden Fensterscheibe einen Blick auf ihr Gesicht geworfen hatte. Vielleicht waren ihre dunklen Augen eine Spur zu groß für ihr schmales Gesicht und ihre rotbraunen Locken hatte sie noch nie richtig bändigen können. Doch es war alles an seinem Platz und auch ihr Körper entwickelte bereits einige der Rundungen, die eine Frau auszeichneten.

Normalerweise machte sie sich auch kaum Gedanken um ihr Aussehen, dafür fehlte ihr schlichtweg die Zeit. Doch nun wünschte sie sich plötzlich, auch sie hätte etwas so Schönes zum Anziehen wie das Mädchen, das einige Schritte von ihr entfernt mit seiner Mutter hastig die Straßenseite wechselte, um Kira nicht zu nahe zu kommen.

Sie presste das Bündel mit der ausgebesserten Wäsche enger an ihre Brust und beschleunigte ihren Schritt. Schon bald kam das Haus in Sicht, das laut Beschreibung des Burschen Dorian gehören musste.

Ein hoffnungsvolles Lächeln erschien auf Kiras Lippen. Vielleicht würde sie eines Tages ja wirklich so feine Kleider tragen, vielleicht würde sie sie sich sogar selber nähen.

Schüchtern legte sie ihre Hand auf das niedrige Eingangstor und schaute sich nervös um. Dorian hatte sie eingeladen, aber trotzdem saß ihr die Sorge im Nacken, man könnte sie für einen unbefugten Eindringling oder gar eine Diebin halten. Aber alles blieb still, niemand eilte auf sie zu oder erhob irgendwelche Einwände. Derart ermutigt, drückte das Mädchen das Tor auf und betrat den ordentlich mit Kies ausgelegten Pfad,

der zum Hauseingang führte.

Ihr Lächeln gefror.

Ein Bild schob sich ungebeten in ihren Geist – Dorian, wie er sie abschätzend, fast schon gierig musterte. Der Ausdruck in seinem Gesicht, den sie nicht ganz zu deuten wusste, jagte eine Gänsehaut über ihren Rücken.

Kira schüttelte ihren Kopf und die Anwandlung verschwand. Dennoch verspürte sie den dringenden Wunsch, dem Haus und seinem Bewohner auf der Stelle den Rücken zuzukehren.

Sie schluckte und biss entschlossen die Zähne zusammen. Dorian hatte sie bisher nicht auf so unangenehme Weise angeschaut, sie wusste gar nicht, woher dieses Bild auf einmal kam. Vermutlich war das nur ihre Aufregung, ihre überspannte Nervosität. Auf keinen Fall würde sie sich davon ihre Zukunft verbauen lassen.

Sie erreichte die Tür und zog energisch an der Türglocke. Ein tiefes Läuten ertönte und Kira drängte das unguete Gefühl, das noch immer nicht von ihr weichen wollte, mit aller Kraft zurück.

Eine ältere Frau öffnete ihr und musterte sie mit zusammengekniffenen Lippen. »Der Herr erwartet dich«, presste sie unwillig hervor und trat beiseite, um das Mädchen hereinzulassen.

Verwundert über ihre Unfreundlichkeit folgte Kira der Frau. Vielleicht hatte diese ja bisher Dorians Näharbeiten erledigt und hatte etwas gegen die unverhoffte Konkurrenz.

Die Frau führte sie eine breite Steintreppe hinauf. Staunend sah Kira sich um. Bilder in kostbaren Rahmen schmückten die Wände, die Gänge waren luftig und hell. Noch nie zuvor hatte sie so eine Pracht gesehen und fragte sich unwillkürlich, was diesen Mann mit ihrer Mutter verbunden haben mochte, die doch aus einer ganz anderen Welt stammte als er.

Die Dienstmagd blieb stehen und öffnete eine verschnörkelte Tür.

Freudestrahlend sah Dorian ihr entgegen. Kiras sämtliche Bedenken lösten sich auf angesichts der Wärme und Güte in seinem Blick.

Die Frau neigte stumm ihren Kopf und wich, die Tür hinter sich zuziehend, zurück.

»Kira! Ich freue mich so, dass du es geschafft hast. Ich war mir nicht sicher, ob du heute noch kommst.« Er sprang auf und eilte auf sie zu.

»Ich habe es doch versprochen«, sagte sie hastig und streckte ihm die ausgebesserte Kleidung entgegen. Sie hatte plötzlich den Eindruck, dass er sie in seinem Überschwang umarmen wollte, aber das ging ihr doch etwas zu weit. Immerhin kannte sie ihn erst seit gestern. Und der Einzige, der sie überhaupt jemals umarmte, war ihr Bruder.

»Leg die Sachen bitte auf dem Tisch dort ab«, sagte Dorian. Er schien sich nicht im Mindesten für die Qualität ihrer Arbeit zu interessieren. Aber zumindest war er in gebührendem Abstand zu ihr stehen geblieben. Offensichtlich hatte er ihre Abwehrhaltung erkannt.

»Wollt Ihr Euch die Hemden nicht einmal anschauen?«, fragte sie ein wenig enttäuscht. Sie hatte sich wirklich viel Mühe gegeben und bezweifelte, dass jemand es besser hingekriegelt hätte als sie.

»Ach.« Er winkte abtuend mit der Hand. »Ich bin sicher, an deiner Arbeit gibt es nichts auszusetzen.«

Kira zögerte, das Bündel noch immer in ihren Armen. Wie wollte er sie denn weiterempfehlen, ohne zu wissen, wie gut sie war?

Ein nachsichtiges Lächeln trat auf sein Gesicht. »Keine Sorge, ich habe bereits mit der Frau eines guten Freundes gesprochen und sie würde dich nächste Woche gerne kennenlernen.«

»Wirklich?« Kira konnte ihr Glück gar nicht fassen.

»Wirklich.« Er wandte sich ab und machte sich an einem kleinen Tischchen zu schaffen. Als er sich ihr wieder zuwandte, hielt er zwei funkelnde Kristallgläser in der Hand, in denen eine dunkelrote Flüssigkeit schwappte. »Ich finde, wir sollten auf diesen Erfolg anstoßen, was meinst du?«, fragte er leise. »Natürlich nur, wenn du dich endlich dazu durchringst, meine Hemden loszulassen«, fügte er mit einem belustigten Stirnrunzeln hinzu.

»Natürlich«, stammelte Kira hastig und spürte, wie ihr Gesicht vor Verlegenheit rot anlief.

Bot er ihr etwa gerade echten Wein an? Sie hatte davon gehört, aber noch nie welchen gesehen, geschweige denn gekostet. Eifrig legte sie das Bündel auf einem Stuhl ab. Sie war nicht sicher, ob sie den Wein wirklich trinken sollte – sie hatte zu oft gesehen, was Alkohol mit Männern anrichtete –, doch sie wollte Dorian

nicht vor den Kopf stoßen. Außerdem ehrte es sie, dass er sie offensichtlich nicht als kleines Mädchen, sondern als Geschäftsfrau ansah.

Mit zitternder Hand nahm sie das Glas entgegen, das er ihr reichte. Seine Finger strichen langsam über die ihren, bevor er es ihr ganz überließ. Ein Schaudern ging durch Kiras Körper. Dorian stand ihr so nah, dass sie den Kopf fast in den Nacken legen musste, um ihn zu sehen. Lächelnd nippte er an seinem Wein und der Ausdruck in seinem Gesicht erinnerte sie an das Bild, das vor seinem Haus durch ihren Geist gehuscht war.

Unwillkürlich wich Kira einen Schritt zurück und spürte die Wand in ihrem Rücken.

»Auf dich.« Dorian hob sein Glas, als hätte er ihren fluchtartigen Rückzug nicht bemerkt. Mit einem einzigen Schritt überwand er den Abstand zwischen ihnen. Leises Klirren erfüllte die Luft, als er mit ihr anstieß, und Kira presste sich so flach wie möglich an die Wand, damit sein Arm sie nicht berührte.

»Trink«, befahl er ihr mit dunkler, samtiger Stimme.

Kira gehorchte, mehr aus einem Reflex heraus als aus irgendeinem anderen Grund. Fruchtig und scharf brannte die ungewohnte Flüssigkeit in ihrer Kehle. Sie verschluckte sich und musste husten. Sie hoffte, dass er sie jetzt nach Hause schicken würde, da der Form Genüge getan war.

Doch er rührte sich nicht vom Fleck. Stattdessen streckte er seine Hand aus und angelte nach einer ihrer widerspenstigen, rotbraunen Strähnen, die sich einfach nicht unter ihrer weißen Haube verstecken ließen.

Überrascht zuckte sie zurück.

Auf einmal machte Dorian ihr Angst. Noch nie zuvor hatte sie sich so klein, so schutzlos gefühlt. Sie hatte doch nur seine Hemden abgeben und ihren Lohn kassieren wollen. Jetzt wäre sie schon froh, wenn er sie auch ohne Bezahlung einfach gehen ließe.

»Du bist so schön«, raunte er. Seine Finger strichen ihr sanft über die Wange. »Deine Haut so weich.« Sein Daumen näherte sich ihrer Unterlippe.

Energisch riss sie den Kopf zur Seite, bevor er ihren Mund berührte. »Ich werde jetzt gehen«, sagte sie so fest wie möglich, während ihr Herz rasend schnell in ihrer Brust pochte. Der Gedanke an Mattis, der auf sie wartete, gab ihr Kraft. Auf keinen Fall wollte sie riskieren, dass ihr kleiner Bruder auf der Suche nach ihr durch die dunklen Gassen der Stadt irrte.

Sie quetschte sich an der Wand entlang an ihm vorbei, fort von diesem eigenartigen Mann, der sich ihr jetzt ganz anders präsentierte als zuvor.

Zumindest hatte sie das vorgehabt.

Doch sein starker Arm schnellte nach vorn, schnitt ihr den Fluchtweg ab. Sein großer Körper presste sich hart gegen den ihren. Und noch immer lächelte er. Doch es lag keine Wärme mehr darin, keine Freundlichkeit.

Ein namenloses Grauen ergriff von ihr Besitz, als er seinen Unterleib leicht gegen ihren Bauch zu reiben begann. In ihrer Hand hielt sie noch immer ihr Weinglas umklammert und mit aller Kraft schlug sie damit nach ihm. Sie hatte gehofft, ihn am Hals oder seitlich am Gesicht treffen zu können, doch sein Arm, der gegen ihre Schulter drückte, hatte ihren Bewegungsradius zu sehr eingeschränkt, sodass es lediglich gegen seinen Rücken prallte und laut scheppernd zu Boden fiel, wo es in tausend Stücke zersprang.

»Oh, das Kätzchen zeigt seine Krallen«, murmelte er zufrieden, während Kira gespannt die Luft anhielt. Das Hausmädchen musste den Krach mit Sicherheit gehört haben. Es würde bestimmt nachsehen kommen.

»Hilfe!«, schrie sie, so laut sie konnte, damit bei der Frau kein Zweifel darüber entstand, was hier oben vor sich ging.

Im nächsten Moment wurde ihr Kopf hart zur Seite geschleudert und ein furchtbares Brennen machte sich in ihrer linken Gesichtshälfte breit, als Dorian ihr eine schallende Ohrfeige verpasste. Ihre Augen trännten vor Schmerz, dennoch stemmte sie ihre Hände fest gegen seine Brust und versuchte mit aller Kraft, den großen Mann von sich wegzuschieben.

»Ja, kämpfe, mein Kätzchen! Schrei!« Eine widerwärtige Gier lag in seiner Stimme und er schien sich an ihrem Widerstand gar nicht zu stören, ganz im Gegenteil.

Er packte ihre Handgelenke und hielt sie fest, während er sein Gesicht ganz nah an das ihre heranbrachte. Mit panisch aufgerissenen Augen verfolgte Kira jede seiner Bewegungen. Verzweifelt kämpfte sie gegen sei-

nen Griff an, doch er war um ein Vielfaches stärker.

»Deine Mutter hat auch gekämpft, zumindest am Anfang«, raunte er ihr ins Ohr.

Kiras Innerstes gefror. In den letzten Minuten hatte sie ganz vergessen, dass dieses Scheusal angeblich ein Freund ihrer Mutter gewesen war. Sollte auch das eine Lüge gewesen sein?

»Wie meint Ihr das?«, flüsterte sie fassungslos, von diesem unerwarteten Einblick in das Schicksal ihrer Mutter kurz von ihrer eigenen Situation abgelenkt.

»Du willst es wirklich wissen, nicht wahr?« Seine Zunge fuhr ihren Hals entlang und Kira kniff angeekelt die Augen zusammen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ein verschrecktes Wimmern zurückzuhalten. »Möchtest all die schmutzigen Details erfahren, alles, was ich mit ihr getrieben habe und was dich noch erwartet?«

Sie schüttelte stumm ihren Kopf. Nein, das wollte sie wirklich nicht. »Warum tut Ihr das?«, flüsterte sie. Es gab doch wahrlich genug Dirnen auf dieser Welt. Wieso tat er ihr und ihrer Mutter das an?

»Oh.« Sein Gesicht nahm einen beinahe verträumten Ausdruck an. »Ich habe sofort gespürt, dass sie etwas Besonderes war, genau wie du.« Seine Hand fuhr ihren Hals bis zum Saum ihres Mieders herab, hinter dem sich ihre kleinen Brüste verbargen. Kurzenschlossen riss er das grobe Tuch weg, das ihren Ausschnitt bedeckte. »Sie hatte sich gewehrt, aber sie hatte nicht wirklich eine Wahl gehabt, weißt du. Die Wäscherei, in der sie arbeitete, gehört mir. Diona hatte schnell eingesehen, dass es nicht klug war, einen so einflussreichen Mann wie mich zu verstimmen. Und du wirst es auch noch lernen, Kätzchen.«

Er umfasste ihr Mieder und riss es mit einem einzigen Ruck herunter, ergötzte sich an ihrem nackten Fleisch.

Kira begann unkontrolliert zu zittern. Sie spürte ganz deutlich, dass es kein Entkommen für sie gab. Er war zu groß, zu stark, zu mächtig. Alles, was sie tun konnte, war das Grauen, das sie erwartete, ein wenig länger herauszuzögern, indem sie ihn zum Reden brachte. Auch wenn er nicht den Eindruck machte, als würde er sich noch lange zurückhalten. Obwohl er äußerlich seine Ruhe bewahrte, hob und senkte sich seine Brust immer schneller mit seinen Atemzügen.

»Ihr habt sie gezwungen? Ihr habt ihr Gewalt angetan?«, flüsterte sie und schaffte es nicht länger, ihre Tränen zurückzuhalten. Trauer um ihre Mutter – und um sich selbst – stieg in ihr hoch und schnürte ihr den Hals noch stärker zu, als die Angst es ohnehin schon getan hatte. Wieso hatte sie nichts davon bemerkt? Sich nicht gefragt, ob die Schatten unter den Augen der Mutter, die tiefe Traurigkeit darin auf etwas Anderes zurückzuführen waren als schlichte Erschöpfung?

»So viel Gewalt war gar nicht vonnöten.« Eine Spur von Bedauern mischte sich in seine Stimme. Seine Finger strichen über ihre entblößte Brust und Kira biss sich auf die Lippe, um ein Schluchzen zurückzuhalten. Sie verstand nicht alles, was gerade vor sich ging, aber sie spürte, dass es dem Monster vor ihr nur gefallen würde, wenn sie weinte oder schrie.

»Diona hat erkannt, dass unser ... *Arrangement* durchaus Vorzüge hatte. Glaubst du etwa, ihr hättet allein von ihrem jämmerlichen Lohn so gut leben können?«

Das nannte er gut?! Plötzliche Wut durchdrang den Schleier ihrer Angst. Glaubte er etwa, ein paar Münzen würden das wieder aufwiegen, was er ihrer Mutter angetan hatte? Was er ihr antun wollte? Zählte für ihn ein Mensch, eine Frau wirklich so wenig? Auf einmal standen ihr all die Male vor Augen, wenn Mutter noch später, noch bedrückter als gewöhnlich nach Hause kam, doch immer mit einer kleinen Leckerei für die Kinder – ein paar Äpfel, ein frisches Brot oder ein Glas Honig. Wie hungrig hatten Mattis und sie sich stets darauf gestürzt, ohne sich auch nur zu fragen, wieso Mutter sich nie an dem Festmahl beteiligte.

»Elender Mistkerl!« Mit all ihrer Kraft warf Kira sich ihm entgegen, prallte gegen seinen unnachgiebigen Körper, kratzte und schlug in ohnmächtigem Zorn auf ihn ein und hörte sein gehässiges Lachen in ihren Ohren.

Wie zwei Schraubstöcke schlossen sich seine Hände um ihre Oberarme, pressten sie an ihren Oberkörper heran, bis sie sich kaum noch rühren konnte. Kira schluckte und funkelte ihren Peiniger durch ihre Tränen hindurch entschlossen an. Sie war nicht ihre Mutter. Sie würde sich ihm nicht fügen.

»Nicht so wild, mein Kätzchen. Spar dir das lieber für später auf.« Er grinste sie süffisant an. Dann, ohne jede Vorwarnung, beugte er sich vor und presste seine Lippen hart auf die ihren. Seine Zunge drang kalt und feucht in ihren vor Überraschung offenstehenden Mund, so grob und tief, dass sie würgen musste.

»Wie ich sehe, muss ich dir noch einiges beibringen«, sagte er missbilligend, nachdem er sich von ihr gelöst hatte. »Aber es ist die Mühe wert. Ich kann verstehen, dass Diona *alles* getan hat, um mich von dir fernzuhalten. Welch Ironie, dass alles, was sie erduldet hat, vergeblich war. Sie hat dir nur die Zeit verschafft, die du gebraucht hast, um wahrlich von Interesse für mich zu sein.«

Kiras Verstand weigerte sich, das Gehörte zu erfassen. Ihre Mutter hatte sich diesem Scheusal hingegeben, um *sie* zu schützen? Tiefes Schuldgefühl wallte in ihr auf. Wie unrecht hatte sie ihr doch all die Jahre im Stillen getan! Doch ihr blieb keine Zeit, weiter darüber zu grübeln, denn Dorians Hand krallte sich schmerzhaft in ihre Haare und zog sie brutal mit sich fort.

Kira schrie auf und er lachte – grausam, kalt und voller Erwartung.

»Genug geredet«, zischte er. »Zeit für ein bisschen Spaß.«

Er wuchtete sie herum, sodass sie mit dem Gesicht voran gegen einen glattpolierten Tisch prallte. Unbarmherzig drückte er sie runter, bis ihr Oberkörper auf der Tischplatte zum Liegen kam. Ohne seine Hand aus ihren Haaren zu lösen, machte er sich mit der anderen an ihren Rücken zu schaffen.

Kühle Luft streifte die bloße Haut ihrer Oberschenkel und ihres Pos, als er den Stoff um ihre Taille raffte. Seine Finger fuhren grob zwischen ihre Beine, berührten sie an einer Stelle, die unaussprechlich war, und bohrten sich reißend in ihr weiches, trockenes Fleisch.

Das war der Augenblick, in dem Kira voller Panik, Qual und Scham zu schreien begann. Sie nahm kaum noch wahr, wie er ihre Schenkel noch weiter spreizte oder seine Hand von ihrem Kopf löste und an seiner Hose zu nesteln begann. Sie wollte nur, dass das Brennen zwischen ihren Beinen aufhörte, dass er endlich seine schmutzigen Finger aus ihrer geheimen Stelle nahm. Dass das alles nur ein furchtbarer, ekelhafter Albtraum war. Aber das war es nicht. Es war real. Und sie würde dem nicht entkommen können.

»Auf geht's«, keuchte er und Kira spannte ihren gesamten Körper an, in Erwartung einer Qual, einer Schmach, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen würde.

Etwas Hartes, Warmes drückte sich zwischen ihre Pobacken.

Ein hysterisches Schluchzen drang aus ihrem Mund.

Krachend flog die Zimmertür auf. Aus weit aufgerissenen Augen starrte Kira die Frau an, die plötzlich an der Schwelle erschien. Sie sah aus wie eine Königin – wunderschön und stolz. Eine Fülle schwarzer Locken ergoss sich auf die golden schimmernde Haut der Schultern und eines Dekolletés, das kein Busentuch verdeckte. Große, braune, leicht mandelförmige Augen funkelten zornig, die kirschroten Lippen waren zu einer schmalen Linie zusammengepresst. Ein am Oberkörper fast schon unanständig eng anliegendes, dunkelblaues Kleid umschmeichelte ihre perfekte Figur.

Kira hielt den Atem an. Sie spürte deutlich die Macht, die von dieser Frau ausging. Würde sie ihr helfen? Oder war sie aus einem völlig anderen Grund hier?

Das Mädchen war so in die Betrachtung dieser Fremden vertieft, so überrascht von ihrem unverhofften Erscheinen, dass sie ein paar Wimpernschläge brauchte, um zu erkennen, dass ihr Peiniger ebenfalls wie erstartet zu sein schien.

Die Nasenflügel der Frau blähten sich, während sie das Mädchen und den hinter ihr stehenden Mann genau musterte.

Schamesröte schoss Kira ins Gesicht, als ihr bewusst wurde, welch liederliches Bild sie ihr gerade bieten musste – vornübergebeugt und entblößt. Würde ihr jemand glauben, dass sie nicht freiwillig hier war? Würde es überhaupt jemanden interessieren?

Zielstrebig ging die Frau auf sie zu. Noch immer rührte Dorian sich nicht. Und plötzlich bekam Kira es mit der Angst zu tun. Wer war die Fremde und was wollte sie hier? Je näher sie kam, desto deutlicher spürte das Mädchen die Aura der Macht, die sie umgab, ein Knistern in der Luft um sie herum.

Die Frau war gefährlich!

Erstaunlich sanft strichen kühle Finger über ihre Wange, bevor die Frau mit einem traurigen Lächeln Kiras Röcke richtete und ihre Blöße bedeckte. »Steh auf!«, sagte sie mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. Zögernd ergriff Kira die ausgestreckte Hand und richtete sich auf.

Notdürftig hielt sie ihr zeretztes Mieder hoch und schaute sich um. Dorian stand noch immer mit heruntergelassener Hose und einsatzbarem Gemächt da. Kein Muskel zuckte an seinem starren Körper, nicht

einmal seine Augen bewegten sich.

Erschrocken wich Kira vor der Fremden zurück. »Was ... Was habt Ihr mit ihm gemacht?«

Er war grausam und böse, aber das ... das war einfach nicht normal. Sie hatte gehört, dass es Hexen gab, irgendwo außerhalb der sicheren Mauern von Rondas. Ihre Mutter hatte sie stets vor den Tücken der Zaubererei und den teuflischen Wesen gewarnt, die sie ausübten.

Ungerührt hob die Frau eine perfekt gerundete Schulter. »Ich habe ihn bloß erstarren lassen.«

Kira keuchte entsetzt. »Dann seid Ihr wirklich eine Hexe?« Ihre Augen zuckten durch den Raum auf der Suche nach einem Fluchtweg, den es nicht gab. Sie hatte schon Dorian nicht entkommen können, wie sollte es ihr bei einer Frau gelingen, die ihn ohne sichtliche Anstrengung gefangen hielt?

Die Mundwinkel der Frau kräuselten sich leicht im Anflug eines Lächelns, das ihre funkelnden Augen nicht erreichte. »Manchmal werde ich durchaus so genannt. Doch du, Kind, hast von mir dieses Mal nichts zu befürchten.« Nachdenklich schaute sie Kira an. »Du hättest auf deine Ahnung hören müssen, dann wäre uns beiden dies hier erspart geblieben.«

Kira schnappte nach Luft. »Woher wisst Ihr davon?« Sie selbst hatte dieses flüchtige Bild schon beinahe vergessen, ihm keinerlei Bedeutung zugestanden.

Eine fein geschwungene Augenbraue ging bedeutsam nach oben. »Ich weiß so manches.«

»Und was geschieht nun?«

»Nun werde ich dir einen Rat geben und möchte, dass du mir ganz genau zuhörst.«

Kira nickte stumm.

»Du hast geglaubt, dass dieser Mann«, sie deutete anklagend auf Dorian, »dir hatte helfen wollen. Einfach so, weil er freundlich ist. Aber das Leben verteilt keine Geschenke, erst recht nicht an die, die sich nicht selber wehren können. Für alles, das man bekommt, muss man zwangsläufig irgendwann auch bezahlen. Besonders, wenn es um Gefälligkeiten von Männern geht. Vergiss das niemals«, sagte sie grimmig.

Zitternd atmete Kira durch. Sie würde es in der Tat niemals vergessen.

»Und was bin ich Euch nun schuldig?«, fragte sie fest.

Ein anerkennender Ausdruck huschte über das Gesicht der Hexe. »Du lernst schnell«, bemerkte sie. »Doch dieses eine Mal verlange ich keine Gegenleistung. Ich war ohnehin in der Nähe und ich habe nun mal etwas dagegen, wenn sich Schweine wie er an unschuldigen Mädchen vergehen.« Es lag eine Bitterkeit in ihrer Stimme, die Kira bei einer so mächtigen Frau nicht vermutet hätte. »Außerdem kann es durchaus sein, dass du eines Tages etwas tust, das meinen Zielen dient.«

Kira hatte keine Ahnung, was dieser Zusatz bedeuten sollte, doch sie wollte es auch nicht wissen. Sie wollte nur diesen Ort verlassen und versuchen, den Schmerz und die Angst zu vergessen, die Dorian ihr zugefügt hat. »Kann ... Kann ich dann jetzt gehen?«, fragte sie zögernd und schaute sich suchend um. Irigendwo hier musste noch ihr Brusttuch herumliegen. So, wie sie jetzt aussah, konnte sie sich unmöglich auf die Straße trauen.

»Noch nicht«, hielt die Hexe sie zurück. »Erst müssen wir uns noch um den da kümmern. Du glaubst doch nicht, dass er dich in Zukunft einfach in Frieden lässt.«

Kira stockte. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht Sie hatte geglaubt, dass sie in Sicherheit sein würde, wenn sie erst einmal in ihrer Hütte war. Wie dumm von ihr. Ihre Mutter hatte ihm nicht entkommen können. Wie sollte sie?

Die Hexe hob ihre Hand.

»Was habt Ihr vor?« Fasziniert und besorgt zugleich starrte Kira sie an.

»Ich werde ihn mit einem Bann belegen, damit er jegliches Interesse an dir verliert.«

»So einfach ist das?«, entfuhr es ihr staunend.

Die Hexe lächelte. »So einfach ist das nicht, aber möglich.«

Kira beobachtete, wie die Frau ihre Finger bewegte und dazu leise Worte in einer ihr unbekanntem Sprache murmelte, und konnte ihr Glück kaum fassen. Dorian würde sie nie wieder belästigen.

»Wartet!«, rief sie erschrocken aus, als ihr eine plötzliche Erkenntnis kam. Wenn er sie nicht länger haben konnte, würde er sich einfach einer anderen Frau zuwenden. »Wir müssen ihn aufhalten! Damit er niemandem mehr ein Leid zufügen kann.«

Die Hexe sah sie verwundert an. »Man kann nie alle retten. Du kannst froh sein, dass du verschont bleibst.«

Das stimmte natürlich, und dennoch wusste Kira, dass sie sich ihr Leben lang mit dem Wissen quälen würde, dass ein anderes Mädchen an ihrer Stelle diese Pein über sich ergehen lassen musste.

»Ich bin froh«, sagte sie schnell. Sie wollte auf keinen Fall undankbar erscheinen. »Aber ...«

»Du willst Rache?«, schlussfolgerte die Frau und schaute sie abschätzend an. »Soll ich ihn töten?« Abwägend zog sie ihre Unterlippe zwischen die Zähne. »Das könnte Ärger bringen, Nachforschungen.«

»Natürlich nicht!«, entfuhr es Kira erschrocken. Um nichts in der Welt wollte sie ein Menschenleben beenden.

»Was möchtest du dann?«

»Dafür sorgen, dass er sich nie wieder an einer Frau vergreift.«

»Und wie?« Die Hexe starrte angewidert auf seinen entblößten Unterleib. »Soll ich ihn vielleicht verstümmeln?«

»Vielleicht könntet Ihr Euren Bann ausweiten?«, schlug Kira vorsichtig vor. »Damit er an niemandem mehr so ein Interesse hat.«

Die Hexe nickte langsam. »Das könnte tatsächlich funktionieren.«

Ein riesengroßer Stein fiel Kira vom Herzen. »Ich danke Euch.«

»Wenn du mir wirklich danken willst, vergiss nicht, was ich dir vorhin gesagt habe.«

»Das werde ich nicht«, versprach sie ernst. Diese Lektion hatte sich für immer in ihre Seele eingebrannt.

»Und jetzt verschwinde.« Die Hexe nickte in Richtung Tür. »Es wäre nicht förderlich, dass er dich sieht, wenn er wieder zu sich kommt.«

An der Türschwelle blieb Kira noch einmal stehen und schaute sich um. »Danke«, wiederholte sie mit Nachdruck. »Lebt wohl.«

»Auf Wiedersehen, *Kira*.« Mit einem kleinen Lächeln wandte die Hexe ihre Aufmerksamkeit erneut dem vor ihr stehenden Mann zu.



Der Gesang des Blutes

Zielstrebig suchte sich Elaina ihren Weg durch die verwinkelten, dunklen Gassen der Stadt. Ihre Schuhe versanken im Morast des unbefestigten Gehsteigs, mit einer Hand hielt sie den Saum ihres langen, nachtblauen Kleides hoch, das ihre perfekte Figur umschmeichelte.

Sie spürte die begehrliehen Blicke der Männer, an denen sie vorbeizog, aber sie kümmerte sich nicht darum. Keiner von diesem Abschaum würde es wagen, sich ihr in den Weg zu stellen, niemand jemals Hand an sie legen. Dafür hatte sie gesorgt. Der Zauber, der sie umgab, ließ selbst die härtesten und die abgestumpften unter ihnen spüren, dass mit ihr nicht zu spaßen war.

Ihr Blick schweifte zum Nachthimmel, an dem die Sterne durch die aufgerissene Wolkendecke funkelten. Es ging bereits auf Mitternacht zu. Doch das spielte keine Rolle. Diese Stadt schlief nie. In der Heimat der Ausgestoßenen und Verderbten, des zwielichtigen Gesindels und all jener, die sonst keinen Platz in ganz Edingaard gefunden hatten, stand das Leben niemals still.

Und obwohl ihr keine Gefahr von den Bewohnern drohte, hielt die Seherin es nie lange an diesem Ort aus. Zu viele Menschen kreuzten hier ihren Weg, mischten sich mit ihren eigenen, unbedeutenden Lebenslinien in das große Geflecht der Zukunft, das ihr Geist unablässig zu entwirren versuchte.

Und dann war da noch der Hügel. Kahl, unbewohnt und von trügerischer Harmlosigkeit erhob er sich eine halbe Wegstunde außerhalb der Stadt.

Zu gern hätte Elaina gewusst, ob die Legenden, die sich darum rankten, tatsächlich der Wahrheit entsprachen, ob sich dort oben – unsichtbar und vor aller Augen verborgen – noch immer die uralte Burg des mächtigsten Magiers aller Zeiten befand.

Die Magie, die diesen Ort nach wie vor umgab, war nicht nur für sie unverkennbar. Auch die gewöhnlichen Menschen mieden ihn, kein Fenster zeigte in diese Richtung, keine Straße erstreckte sich dorthin.

Sie spürte eine finstere Faszination in sich aufsteigen, wie immer, wenn sie an die Burg und den Magier dachte, der womöglich noch heute hinter unsichtbaren Barrieren gefangen gehalten wurde.

Vielleicht würde sie eines Tages auch dieses Geheimnis ergründen. Vielleicht würde das Buch, dessentwegen sie eigentlich hier war, ein wenig Licht in das Dunkel der Vergangenheit und der Zukunft bringen.

Elaina atmete tief durch und zog ihren Mantel enger um die Schultern. Sie sollte sich beeilen. Vor ihr lag noch ein weiter Rückweg. Sie hoffte wirklich, dass die Reise sich nicht als Reinfall entpuppte. Dieses Mal war sie nur einer vagen Vorahnung gefolgt, dem Gefühl, dass das Buch, das hier auf sie wartete, sich noch als wichtig erweisen würde.

Die Seherin bog um die Ecke und erstarrte. Etwas kribbelte in ihrem Hinterkopf, als sich die Linien der Zukunft plötzlich verschoben und eine entfernte Möglichkeit zur Gegenwart wurde.

Ein Mann stolperte ihr entgegen. Erst im letzten Moment schaffte er es, einen Aufprall zu verhindern. Strauchelnd wich er zur Seite aus. Aus weit aufgerissenen Augen stierte er Elaina an, ohne sie richtig wahrzunehmen, und die Angst klebte wie ein stinkender Schleier an seinem schmutzigen Körper.

Elaina runzelte angestrengt ihre Stirn, während sie versuchte, die neuen Bilder zu sortieren, die plötzlich auf sie einprasselten. Und über alldem spürte sie eine ungeheure Macht, beängstigend und verlockend zugleich, die von dem unscheinbaren Haus vor ihr ausging. Dem Haus, das dieser Mann soeben fluchtartig verlassen hatte. Und das ohnehin bereits ihr Ziel gewesen war.

Sie schüttelte den Kopf, um ihren Geist zu klären, und drängte entschieden die Visionen beiseite, die sie sowieso nicht zu deuten wusste. Entschlossen schritt sie die wenigen Stufen zum Eingang hoch und riss die Tür auf.

Sofort schlug ihr der Geruch nach Staub, Alter und Schwefel entgegen. Elaina rümpfte amüsiert die Nase. Offensichtlich legte Timor – der Inhaber dieses zwielichtigen Ladens – noch immer großen Wert darauf, bei seinen Kunden den Eindruck von gefährlichen Geheimnissen und dunkler Magie zu erwecken, und scheute dabei keine Tricks.

Vorsichtig bahnte sie sich ihren Weg zwischen wackeligen Regalen, von denen ihr Totenschädel aus leb-

losen Augenhöhlen entgegenstarrten und trübe Behälter mit leuchtenden Flüssigkeiten vor sich hindampften. Sie wusste, dass all dies nur Schein war, billige Effekthascherei für diejenigen, die keine Ahnung hatten und nur auf schnelle Lösungen für alberne Probleme aus waren. Heiltränke, Flüche oder Liebeszauber – Timor verkaufte alles, was das menschliche Herz nur begehrte. Elaina war das völlig egal. Sollte er seinen Kunden doch das Geld aus der Tasche ziehen, solange er ihr hin und wieder etwas von wirklichem Wert präsentierte. So wie das Buch, um dessen willen sie diese Reise überhaupt erst unternommen hatte, oder das kleine Kästchen, das sich – wie sie nun wusste – erst seit wenigen Minuten in seinem Besitz befand.

»Ah, da seid Ihr ja.« Timor lächelte erfreut und wuchtete ein dickes, in edlen Stoff eingeschlagenes Paket auf den Tresen.

Elaina kam näher und warf einen flüchtigen Blick auf den Buchumschlag, den der Besitzer soeben freigelegt hatte. Da war es, tatsächlich, das Buch der Prophezeiungen. Die verschollene Schrift einer herausragenden Seherin, die kurz nach dem Ende des Großen Krieges gelebt hatte. Ein Buch, das womöglich einige Antworten auf Elainas drängendste Fragen enthielt und wahrscheinlich noch viele weitere aufwerfen würde. So war der Lauf der Dinge, jede Erkenntnis führte zu neuen Rätseln. Und ganz egal, wie konzentriert sie auch die Zukunft studierte, es war nicht möglich, sie zu beherrschen. Alles, worauf man, worauf Elaina hoffen konnte, war, sie in ihrem eigenen Sinne ein wenig zu lenken.

Die Seherin strich sich eine dunkle, lockige Strähne aus dem Gesicht und ließ ihre Finger flüchtig über den Einband streichen. Sie hätte darüber frohlocken müssen, diesen Schatz endlich in ihren Händen zu haben, doch das geheimnisvolle Kästchen lenkte sie viel zu sehr ab. Sie konnte die dunkle Magie, die davon ausging, förmlich pulsieren spüren. Die Macht, die es ausstrahlte, stellte eine unglaubliche Verlockung für sie dar. »Wo ist es?«, fragte sie heiser und wunderte sich selbst, wie krächzend, wie gierig ihre Stimme klang.

»Na, hier, direkt vor Euch«, entgegnete Timor verwirrt.

»Ich meine nicht das Buch. Wo ist die Schachtel, die der Mann Euch gerade gebracht hat?«, entfuhr es ihr ungeduldig.

»Woher ...«, setzte Timor an und verstummte abrupt. Offenbar war ihm gerade selbst aufgefallen, wie unsinnig seine Frage war. Er atmete tief durch. »Wartet hier«, sagte er dann, drehte sich um und verschwand hinter einem Vorhang.

Ungeduldig trommelte Elaina mit ihren Fingern auf die glatt polierte Oberfläche des Tresens.

Endlich erschien der Mann wieder und stellte so vorsichtig eine kleine Schatulle vor ihr ab, als fürchtete er, dass diese jeden Augenblick explodieren könnte.

Elaina schnaufte, als sie die Handschuhe aus dickem Leder bemerkte, die Timor dabei trug. »Glaubt Ihr, die könnten Euch schützen?«

»Keine Ahnung«, gab er sichtlich nervös zurück. »Sagt Ihr es mir.«

Neugierig beugte sie sich tiefer hinab. »Was ist das?«, fragte sie fasziniert.

Er schluckte hörbar. »Ich dachte, Ihr wüsstet es.«

Elaina verzog keine Miene. Sie wollte ihn nicht merken lassen, dass sie genauso unwissend war wie er. Sie spürte lediglich die Macht, die von diesem Kleinod ausging, die kraftvollen Zauber, die irgendetwas schützten, das sich in dem unscheinbaren Holzkästchen verbarg.

Langsam streckte sie ihre Finger aus.

»Seid vorsichtig«, warnte Timor sie schnell, doch sie hatte gar nicht vor, es zu berühren. Ihre Fingerspitzen prickelten auch so bereits von all der Magie, die darauf lag. »Der letzte Mann, der versucht hatte, es zu öffnen, hat mit seinem Leben dafür bezahlt.«

Nachdenklich sog Elaina ihre Unterlippe zwischen die Zähne. Daran zweifelte sie nicht. Sie brauchte nur ihre Augen zu schließen und die Entscheidung, das Kästchen zu öffnen, in ihrem Geist Gestalt annehmen zu lassen, und ihre Gabe zeigte ihr unverzüglich, was dann geschehen würde.

Obwohl es nur das Echo einer möglichen Zukunft war, spürte sie den unerträglichen Schmerz, mit dem sich ihr Fleisch von den Knochen schälen würde, eine Qual, die sie den Verstand verlieren ließe, noch bevor der Körper zu Staub zerfiel.

Sie kannte niemanden, der so einen Bann gewebt haben konnte. Seit Jahrhunderten hatte niemand mehr

auch nur etwas Ähnliches vermocht. Die Schatulle musste alt sein, sehr alt. Und das, was sie enthielt, musste überaus mächtig sein, kostbar, gefährlich.

»Wie viel?«, presste sie rau hervor.

»Ihr wollt es wirklich haben?« Timor war sichtlich zwischen Habgier, Erleichterung und dem Unwillen hin- und hergerissen, eine gut zahlende Kundin zu verlieren.

»Ja.« Selbst wenn es ihr nicht gelingen sollte, hinter das Geheimnis zu kommen, konnte sie es nicht riskieren, dass es jemand Anderem in die Hände fiel. Es war wichtig, das spürte sie ganz genau. Und sie hatte schon vor langer Zeit gelernt, auf ihre Ahnungen zu vertrauen. Sie wusste genug von ihrer Gabe und der Magie, um zu erkennen, dass sie sich nicht immer in glasklaren Bildern der Zukunft manifestierten. Manchmal musste man einfach auf sein Bauchgefühl vertrauen und darauf, dass alles irgendwann einmal einen Sinn ergab.

Timor schien noch immer zu überlegen. »Zehn Goldstücke«, sagte er schließlich zögernd und sie sah, wie er gespannt die Luft anhielt. Es war eine stolze Summe, die er da verlangte, erst recht für etwas, das sich als tödliche Falle entpuppen könnte. Doch sie hätte, ohne mit der Wimper zu zucken, das Zehnfache dafür gezahlt.

Mit einer lässigen Handbewegung löste sie einen Lederbeutel von ihrem Gürtel und warf ihn auf den Tisch, ohne sich die Mühe zu machen, die Münzen darin zu zählen. Es waren mehr als genug.

Gierig griff Timor nach dem Beutel, öffnete die Schnur, die ihn zusammenhielt, und linste aufgeregt hinein.

Elaina achtete nicht auf ihn. Sie zog ein großes Taschentuch heraus und wickelte das Kästchen vorsichtig damit ein, sorgfältig darauf bedacht, es nicht zu berühren. Sie würde Zeit brauchen, um die Schutzzauber zu brechen. Und vermutlich noch mehr, um sich einen Reim auf das zu machen, was es überhaupt enthielt.

Sie musste in Ruhe über alles nachdenken.

Die Seherin legte das dicke Buch in ihre Umhängetasche und verstaute die eingewickelte Schatulle in einem Beutel, der an ihrem Gürtel hing.

»Passt auf Euch auf«, sagte Timor zum Abschied.

»Keine Sorge, das werde ich.«

Während sie zum Ausgang schritt, war sie sich überdeutlich des Gewichts des Kästchens an ihrer Hüfte bewusst. Es so nah an ihrem Körper zu spüren, ließ sie schaudern. Und zum ersten Mal fragte Elaina sich, ob es wirklich eine so gute Idee gewesen war, dieses Ding mit sich zu nehmen.

Es war ein Glück, dass in diesen Zeiten kaum noch jemand die Gabe besaß. Das Artefakt an ihrem Gürtel wäre sonst einem magischen Leuchtfeuer gleichgekommen, das jedem unweigerlich den Weg zu ihr gewiesen hätte. So jedoch konnte sie sicher sein, dass niemand etwas Ungewöhnliches an ihr entdeckte. Dennoch erfüllte sie der Gedanke an die lange Heimreise, die ihr noch bevorstand, mit Unbehagen – zu vieles konnte unterwegs geschehen, zu vieles schiefgehen. Wer sollte das besser wissen als sie?

Elaina zog die Tür hinter sich zu und schaute zum sternenklaren Himmel empor, in dem der große, volle Mond leuchtete. Ein einsamer Vogel zog weit oben vor der schimmernden Scheibe seine stummen Kreise.

Sie stockte. Das war kein Vogel. Die gewaltigen Schwingen waren selbst für einen Steppenadler zu groß. Elaina zögerte, dann lenkte sie ihre Schritte entschlossen zu dem kleinen Wäldchen, das sich gleich außerhalb der Stadt erstreckte. Es war kaum mehr als ein Hain, doch für ihre Zwecke würde es genügen, würde sie vor allzu neugierigen Augen verbergen, während sie ihren Plan in die Tat umsetzte.

Normalerweise vermied sie es, einem Pegasus zu nahe zu kommen, zu unberechenbar, zu wild waren diese raubtierhaften Geschöpfe, die so harmlos und zahm wirken konnten, um ihre Beute in Sicherheit zu wiegen. Doch es war einen Versuch wert. Auf einem geflügelten Pferd würde sie die Strecke, für die sie sonst fast zwei Wochen gebraucht hätte, innerhalb zweier Tage zurücklegen.

Elaina ließ eine kleine Feuerzunge über ihre Handfläche tanzen, während sie sich in ihrem Schein einen Weg durch das dichte Unterholz suchte, bis sie eine geeignete Stelle gefunden hatte. Elegant ließ sie sich auf einen umgefallenen Baumstamm sinken und schickte die Flamme mit einem Wink ihrer Finger zu einem am Boden liegenden, trockenen Ast. Es kostete sie nur ein paar bewusste Gedanken und ein klein wenig Konzentration, um dem Feuer weitere Äste hinzuzufügen und die Fläche um es herum von Gras und sonstigem

brennbaren Gestrüpp zu befreien, damit es nicht unkontrolliert um sich greifen konnte.

Das war der leichtere Teil gewesen. Weitaus schwieriger würde es werden, einen Pegasus zu sich zu rufen – und ihn dazu zu bringen, ihr zu gehorchen.

Elaina zog ihren Dolch und nahm eine glänzende Schale aus ihrer Umhängetasche. Sie atmete einmal tief durch, bevor sie die Klinge mit einer einzigen, raschen Bewegung über ihre Handfläche gleiten ließ. Sie biss die Zähne gegen den brennenden Schmerz zusammen und ballte ihre Hand zur Faust. Dann hielt sie schnell die Schale darunter, um die dicken, dunkelroten Tropfen aufzufangen, bevor sie zu Boden fielen.

Das Blutopfer war einer der Gründe, weshalb sie nur ungern auf die Hilfe eines Pegasus zurückgriff. Die Launenhaftigkeit der Wesen der andere. Nicht einmal mithilfe ihrer Gabe vermochte sie vorherzusagen, ob der Pegasus – sofern er ihrem Ruf folgte – ihr Opfer auch annehmen und sich dafür erkenntlich zeigen würde. Die Chancen standen stets fünfzig zu fünfzig. Aber es war immerhin einen Versuch wert.

Sie zog ein Taschentuch heraus und presste es auf den blutenden Schnitt. Er würde langsam und von alleine heilen müssen. So begab sie auch in erstaunlich vielen Bereichen der Magie war, Heilzauber hatte sie nie gemeistert.

Nachdem sie ihre Hand notdürftig versorgt hatte, holte Elaina einen kleinen Spiegel hervor und tauchte einen Finger in die Schale. Sie unterdrückte ein angewidertes Schaudern, als sie begann, mit ihrem eigenen Blut die uralte Rune auf ihre Stirn zu zeichnen, die ihren Geist auf Wanderschaft schicken und ihr ermöglichen würde, eins der geflügelten Pferde zu sich zu rufen.

Es dauerte nicht lange, bis ihr der erste Kontakt schließlich gelang. Sie ließ ihre Gabe durch ihren Geist fließen, spürte den Widerstand des Wesens, seinen Unwillen, den nächtlichen Flug zu unterbrechen, und schließlich seine Resignation, als es den Kampf gegen die Magie der Rune aufgab. Einer Rune, die im Großen Krieg einzig aus dem Versuch entstanden war, diese unbezähmbaren Kreaturen zumindest ansatzweise zu kontrollieren.

Elaina schloss die Augen und wartete darauf, dass das Wesen sie fand. Kurz darauf hörte sie das Schlagen gewaltiger Flügel und spürte den Wind auf ihrem Gesicht. Ein leichtes Zittern erschütterte den Waldboden, als der Pegasus vor ihr zum Stehen kam.

Sie öffnete die Augen und begegnete dem lauernden Blick des stolzen Wesens. Es schnaubte laut und schüttelte unwillig seinen Kopf. Hastig beugte sich Elaina herunter und hielt dem geflügelten Pferd die Schale mit ihrem Blut, ihrer Opfergabe, entgegen.

»Mein Blut für dich«, raunte sie die rituellen Worte, traute sich jedoch nicht, näher zu treten. Sie wusste genau, wie scharf und kräftig die Zähne dieser wunderschönen und doch so tödlichen Geschöpfe waren, und wollte lieber nicht erfahren, ob ihre Schutzzauber es im Zaum halten könnten.

Der Pegasus neigte seinen langen, braun gescheckten Hals und schnupperte. Elaina wagte es nicht, sich zu rühren. Langsam trat das Pferd näher, bis seine Nüstern die Schale berührten.

Elaina hätte am liebsten die Augen abgewandt. Sie wollte nicht sehen, wie der Pegasus sich an ihrem Blut labte, doch sie wusste, dass sie den Sichtkontakt nicht abbrechen durfte, nicht, wenn sie verhindern wollte, dass pure Mordlust das Wesen packte. Einmal hatte sie in einer Vision gesehen, was diese Geschöpfe in ihrem Bluttausch anrichten konnten. Das war nun wirklich nichts, was sie jemals am eigenen Leib erleben wollte.

Endlich senkte das Tier seine Schnauze in die Schale und begann gierig zu trinken. Elaina atmete erleichtert auf. Der erste Teil war geschafft. Zaghast streckte sie ihren freien Arm aus und ließ ihre Hand auf die seidige Mähne des Pferdes sinken. Ein Zittern durchlief die mächtigen Flanken, doch ansonsten verharrte es still. Sie trat noch näher, senkte die nun leere Schale und legte sie weg. Langsam knickte der Pegasus seine Knie ein und ließ sich auf den Boden nieder.

Elaina sammelte ihre Sachen ein, darauf bedacht, jede plötzliche Bewegung zu vermeiden. Dann kletterte sie auf den Rücken des Tieres. Als hätte sie damit eine Sprungfeder betätigt, schoss das Wesen abrupt in die Höhe. Es kam auf allen vier Beinen auf, spannte die Flügel und stieß sich kräftig von der Erde ab. Elaina krallte ihre Hände in die lange Mähne, um nicht herunterzufallen, und schmiegte sich eng an den schlanken Hals, während rechts und links von ihr die Flügel schlugen. Es dauerte nur wenige Atemzüge, bis das Pferd die Bäume hinter sich gelassen hatte, und noch ein paar mehr, bis es seine Flughöhe erreichte.

Die Beine fest an den Rumpf des Pegasus gepresst, wagte Elaina, ihren Griff an der Mähne zu lösen, und legte ihre noch immer schmerzende Hand behutsam an ihrem Oberschenkel ab, spürte die Erhebung des kleinen Kästchens unter dem glatten Leder des Beutels.

Ein ziehender Schmerz explodierte in ihrer Hand, der Schnitt begann heftig zu pochen, es fühlte sich an, als würde ihr etwas die Lebenskraft aussaugen. Elaina atmete scharf ein und hob erschrocken ihren Arm. Frisches Blut färbte das helle Taschentuch rot. Ein schwaches Leuchten drang aus ihrer Tasche. Ein Schein, der im Rhythmus ihres Herzens pulsierte. Fassungslos starrte Elaina es an. Das Kribbeln in ihrer verletzten Handfläche beruhigte sich, doch kaum senkte sie sie in die Nähe der Schatulle, begann es erneut.

Unwillig runzelte sie ihre Stirn und legte ihre zweite Hand auf die Tasche. Nichts geschah.

Anscheinend machte die Wunde sie für das anfällig, was sich auch immer in der Schachtel verbarg. Vielleicht war es doch ein Fehler gewesen, das Ding mitzunehmen. Sie hatte von Anfang an gespürt, dass es gefährlich war. Kurz spielte sie mit dem Gedanken, das Kästchen einfach fallen zu lassen, es demjenigen zu überlassen, der es als Nächster fand.

Sie seufzte. Es würde viel Unheil unter den Menschen anrichten, unzählige Opfer fordern. Aber das war es nicht, was den Ausschlag bei ihrer Entscheidung gab. Irgendwann würde es schließlich jemandem in die Hände fallen, der damit etwas anzufangen verstand. Und das konnte sie nicht riskieren. Wenn die Richtung stimmte, in die ihre eigenen, vagen Visionen sowie die Prophezeiungen wiesen, die sie bisher gefunden hatte, stand Edingaard ein furchtbarer Krieg bevor. Und wenn er kam, wollte sie ein so mächtiges Artefakt, wie dieses Ding in ihrer Tasche zu sein schien, lieber in ihrem eigenen Besitz wissen als in dem ihrer Feinde.

Sie schloss die Augen und konzentrierte sich. Dann begann sie ganz behutsam einen Bann um das Kästchen zu weben, sorgsam darauf bedacht, die Zauber, die es bereits schützten, nicht zu stören. Es sollte lediglich ein Kraftfeld sein, das sie selbst vor der Wirkung der Schatulle beschützte.

Und danach konnte sie nichts weiter tun als zu warten, während der Pegasus sie mit jedem machtvollen Flügelschlag ihrer Zitadelle näher brachte.



Die Sonne stand bereits zum zweiten Mal seit ihrem Aufbruch im Zenit und die Bewegungen des Wesens unter ihr wurden immer langsamer. Es schien ans Ende seiner Kräfte zu kommen. Elaina spürte Schuldgefühl in sich aufsteigen, weil sie das Geschöpf dermaßen an seine Grenzen trieb. Doch sie befürchtete, dass es sie im Stich lassen würde, wenn sie es einmal landen ließ. Immer wieder hatte sie Energie in die Rune auf ihrer Stirn fließen lassen, um dem Wesen ihren Willen aufzuzwingen, um es daran zu hindern, sie einfach abzuwerfen und seiner eigenen Wege zu fliegen. Doch die Wirkung ihres Zaubers schwand. Lange würde der Pegasus sie nicht mehr auf seinem Rücken dulden.

Am Horizont konnte sie bereits dunkel und hoch die Umrisse eines Bergmassivs erkennen. Und da? War das eben nicht die Spiegelung eines ihrer Burgfenster gewesen? Erleichterung machte sich in Elaina breit. Sie war beinahe zu Hause.

Aufmunternd tätschelte sie den Hals des Tieres. »Halte durch«, raunte sie. »Noch ein bisschen länger, dann bist du frei.«

Als hätte es ihre Worte verstanden, stieß es ein lautes Wiehern hervor und holte das Letzte aus seinen zitternden Muskeln heraus.

Bald konnte sie immer mehr Details ihrer Zitadelle erkennen, die förmlich aus der kahlen Spitze eines Berges zu wachsen schien. Es war schwer zu sagen, wo der natürliche Fels aufhörte und die steilen Mauern ihrer Behausung begannen, so nahtlos fügte sich das Bauwerk in seine Umgebung ein.

Der Pegasus beschrieb einen weiten Bogen und Elaina hielt ihren Atem an. Sie hatte nicht geahnt, wie grandios ihre Burg aus der Luft heraus wirkte, wie tief der Abgrund war, der sich gleich dahinter erstreckte.

Das Wesen landete elegant auf einem großen Balkon und sofort glitt Elaina von seinem Rücken. Ihre Beine knickten ein und sie wäre beinahe gestürzt, als das Wesen sich schnaubend wieder in die Luft erhob und mit schwerfälligen Flügelschlägen allmählich an Höhe gewann. Selten war sie so froh gewesen, wieder festen Boden unter ihren Füßen zu spüren, wie nach diesem endlosen Flug.

Während sie darauf wartete, dass ihre Beine zu zittern aufhörten, verfolgte sie mit ihren Augen die Silhouette des Wesens, bis es zwischen den Bäumen verschwand, wo es sich nun vermutlich eine lange Zeit ausruhen würde.

Dann wandte sie sich ab und ließ die verriegelte Balkontür mit einem Wink ihrer Finger auffliegen.

So gern hätte Elaina sich sofort an die Erkundung der Schatulle gemacht, doch sie konnte ihre Augen vor Erschöpfung kaum noch aufhalten. Müde schwankte sie in ihr Gemach und ließ sich auf ihr Bett fallen. Es hatte ihr einiges abverlangt, den Pegasus unter Kontrolle zu halten, die ganze Zeit über seinen Widerwillen gegen die aufgezwungene Reiterin zu unterdrücken. Außerdem fühlte sich ihre linke Hand seltsam schwach und blutleer an. Vermutlich hatte ihr Bann doch nicht so gut gehalten, wie sie geglaubt hatte, und etwas von ihrer Kraft war unbemerkt in das Kästchen gesickert.

Als Elaina ihre Augen aufschlug, stand neben ihrem Bett ein kleines Tablett, dem ein Hauch von Magie anhaftete. Sie lächelte gerührt und hob den silbernen Deckel. Ihr neuer Haus- und Hofmeister war sein winziges Gewicht in Gold wert. Auch wenn er es sich nach wie vor nicht nehmen ließ, sich – wann immer es ihm passte – über ihre Anweisungen hinwegzusetzen. Wie zum Beispiel die, dass er in ihren Privatgemächern nichts zu suchen hatte. Doch dieses Mal konnte sie dem kleinen Kobold dafür nicht böse sein. Viel zu köstlich dufteten der warme Eintopf und das frische Brot, die sie auf dem Tablett vorfand.

Ihr Magen knurrte und ausgehungert stürzte Elaina sich auf das Essen. Ihr fiel auf, dass ihre Hand nicht länger verbunden und keine Spur ihrer Verletzung mehr zu sehen war. Auch darum musste Ibertus sich gekümmert haben, während sie geschlafen hatte.

Nachdem ihr Mahl beendet war, wandte sie ihre Aufmerksamkeit endlich der einen Sache zu, die sie die ganze Zeit über beschäftigte. Selbst ihre Träume waren von verwirrenden Visionen erfüllt gewesen, an die sie sich jetzt jedoch kaum noch erinnerte. Elaina wischte ihre Hände an einer Serviette ab und holte vorsichtig die kleine Schatulle hervor. Ein Gedanke genügte, um den Bann zu lösen, den sie selbst darum gelegt hatte.

Sie wusste bereits jetzt, dass es ihr mit dem anderen nicht so einfach gelingen würde.

Sie hob ihre Hände und begann, ein äußerst kompliziertes Muster in die Luft vor sich zu zeichnen.

Eine halbe Stunde später wusste Elaina zumindest, welcher Art der Zauber war, der das Kästchen schützte, und wie sie ihn brechen könnte. Eigentlich war der Bann so gestrickt, dass nur sein Erschaffer ihn lösen konnte. Dafür benötigte er nicht mehr und nicht weniger als einen einzigen Tropfen seines Blutes.

Das brachte sie natürlich nicht weiter, denn das Kästchen war alt, sehr alt, und der Zauberer, dem es gehörte, sicherlich nicht mehr am Leben. Doch wie immer gab es eine Hintertür, wenn man lange genug danach suchte, und wenn man verzweifelt genug war, sie zu durchschreiten.

Sie musste nichts weiter tun, als die Wirkung des Zaubers auszuhalten. Doch so einfach, wie es sich anhörte, war es nicht. Ein winziges Zucken, ein Zurückweichen vor dem Schmerz könnte sie ihren Verstand kosten – oder gar ihr Leben.

Elaina atmete tief durch und schloss die Augen. Bevor sie das wirklich auf sich nahm, würde sie sichergehen, dass sich das Risiko lohnte. Dass das Kästchen tatsächlich etwas enthielt, das so mächtig war, wie sie vermutete.

Sie stellte sich vor, wie sie ihre Hand auf den Deckel legte, ließ ihre Gabe in diesen Entschluss fließen und öffnete ihren Geist für die Vision, die ihr offenbaren würde, was sie erwartete.

Brennender Schmerz explodierte in ihrer Hand, breitete sich durch ihre Adern weiter nach oben aus, während sie nicht nur fühlte, sondern auch tatsächlich sah, wie ihre Haut verkohlte und ihr Fleisch sich von den Knochen zu schälen begann, die sich blendend hell von der faulenden, ekligen Masse abhoben, die ehemals ihre Finger gewesen war. Elaina biss sich auf die Lippe, um einen Schrei der Agonie zu unterdrücken. Sie spannte ihre Armmuskeln mit aller Kraft an, um sich daran zu hindern, ihre Hand zurückzureißen, fort von dem unerträglichen Schmerz.

»Es ist nicht real«, presste sie mühsam hervor. Schweiß glänzte auf ihrer Stirn. Die Verwesung hatte

schon beinahe ihre Schulter erreicht. Selbst wenn sie das überstand, würde sie den Arm niemals wieder benutzen können. Sie musste es beenden, und zwar sofort, bevor der Zauber ihren ganzen Körper zersetzte.

»Es ist nicht real!«, wiederholte sie, doch sie selbst konnte nicht recht daran glauben. Zu allgegenwärtig, zu groß war die Qual, die sie durchlebte.

Elaina warf ihren Kopf in den Nacken und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Ihre Hand zuckte und sie krallte ihre nackten Knochen um die verfluchte Schatulle, um nicht ihrem Selbsterhaltungstrieb nachzugeben.

Sie spürte, wie das Gift ihre Brust erreichte, wie ihr Herz stolperte, wie panisch es gegen ihre Rippen schlug, bevor es in Tausend winzige Stücke zersprang. Elaina hustete und japste nach Luft. Schwarze Punkte begannen vor ihren Augen zu tanzen. Langsam senkte sie ihren Kopf und schaute entsetzt auf das gähnende Loch in ihrer Brust. Und dann verschwand alles in einem feuerroten Nebel.

Elaina keuchte erschrocken auf, als ihre Lunge sich plötzlich wieder füllte. Ihr Herzschlag beruhigte sich und der Nachhall des Schmerzes verschwand allmählich aus ihrem Körper. Ihr Blick klärte sich. Unversehrt ruhte ihre Hand auf dem unscheinbaren Kästchen, dessen Deckel nun aufgesprungen war.

Nein, ganz unversehrt war sie nicht. Ihre Haut wirkte grau, der Arm so schlaff und dünn, als hätte sie ihn seit Wochen nicht mehr gebraucht. Oder als hätte ihm etwas seine ganze Kraft ausgesaugt.

Versuchsweise beugte sie ihre Finger; sie gehorchten träge ihrem Befehl. Sie würden sich wieder erholen. Viel wichtiger war, dass sie den Bann tatsächlich gebrochen hatte.

Neugierig holte sie mit der gesunden Hand das Schmuckstück heraus, das nun zum Vorschein gekommen war. Es war ein großer, lupenreiner Rubin an einer dicken, goldenen Kette. Der Edelstein funkelte, obwohl sich kein Sonnenstrahl in seinen geschliffenen Seiten verfang.

Elaina beugte sich näher heran. Der Stein schien von innen zu leuchten und sie erkannte das, was in ihm glomm, als ihre eigene Magie.

Das Bild verschwamm.

Nur langsam kam die Seherin wieder zu sich.

Ihr Puls hämmerte noch immer in ihren Ohren und ihr Atem ging unnatürlich flach. Sie wischte sich über die Stirn in dem Versuch, ihre Gedanken zu sammeln. Sie hatte keine Ahnung, wie, doch dieser Stein war offensichtlich dazu in der Lage, anderen Wesen ihre Magie zu entziehen. Das machte ihn überaus gefährlich für jedes Wesen, das die Gabe besaß.

Elainas erster Impuls war es, diese Abartigkeit zu vernichten. Es war wider die Natur, die ultimative Waffe, für die viele über Leichen gehen würden, um die Magie endgültig vom Angesicht der Erde zu tilgen.

Doch sie spürte ganz deutlich, dass ihr die Macht und das Wissen dazu fehlten, den Stein zu zerstören. Selbst die Aufhebung des Bannzaubers, der ihn schützte, überstieg bereits beinahe ihre Kräfte.

Was hatte sie sich bloß ins Haus geholt?

Sie musste dringend mehr über dieses Ding erfahren.

Bedächtig schritt Elaina an dem großen Bücherregal vorbei, das eine ganze Wand in ihrem Gemach füllte und sich bis zu der hohen Decke erstreckte. Nirgendwo sonst in ganz Edingaard gab es eine vergleichbare Sammlung über die Geheimnisse der Vergangenheit, der Zukunft und der Magie. Die Seherin ließ sich von ihrem Gefühl leiten und streckte ihre Hand aus, um einen Band aus den oberen Reihen zu sich zu rufen. Gehorsam flog das Buch auf sie zu. Sie brauchte nicht einmal hinzusehen, um es an der richtigen Stelle aufzuschlagen, ihre Gabe hatte die Führung übernommen.

Sie senkte den Kopf und schaute auf die Abbildung eines Schmuckstücks in goldener Fassung. *Egelstein*, stand darunter geschrieben. Rasch überflog Elaina die nächsten Zeilen.

Seit alter Zeit nutzen die Magier Edelsteine, um ihre Energie darin zu speichern. Es heißt, dass manche noch weiter gingen. Sie erschufen die Egelsteine, um die Magie anderer Wesen auszusaugen und ihre eigene Macht damit zu mehren.

Elaina blätterte durch die Seiten, doch mehr stand zu diesem Thema nicht darin.

In diesem Augenblick durchzuckte sie eine neue Vision.

Sie stand in ihrer eigenen Halle. Den Rubin aus der Schatulle in der ausgestreckten Hand. Vor ihr auf den Knien saß zitternd eine junge Frau, den Kopf gebeugt, die Hände vor Entsetzen vors Gesicht geschlagen.

»Es tut mir leid«, raunte Elaina leise. »Doch es ist besser so, für ganz Edingaard.«

Ihre Hände mit der Kette senkten sich, bis der Egelstein um den Hals der jungen Frau hing. Ihre Schultern sanken kraftlos nach vorn, als der Zauber zu wirken begann.

»Mir bleibt keine andere Wahl«, flüsterte Elaina bedauernd.

Die Seherin schlug ihre Augen auf und betrachtete nachdenklich das kleine Kästchen. Es konnte überaus gefährlich sein – oder auch äußerst nützlich – je nachdem, von welcher Warte man es betrachtete. So unvorstellbar es ihr derzeit auch erschien, ihre Vision war eindeutig gewesen. Irgendwann würde eine Zeit kommen, in der sie gezwungen sein würde, den größten Frevel zu begehen, den sie sich vorstellen konnte – einer anderen Magierin ihre Kräfte zu stehlen, um ein noch schlimmeres Übel zu verhindern.

Die Worte einer alten Prophezeiung kamen ihr in den Sinn. Worte, auf die sie in verschiedenen Aufzeichnungen immer wieder gestoßen war.

Zweimal wird das grausame Schicksal sich erfüllen, bevor die Auserwählte wiederkehrt.

Ihre Macht wird die Entscheidung bringen:

Zwei Wege führen zum Tod, einer birgt die Hoffnung auf Licht.

Vielleicht würde die Auserwählte ja die falsche Entscheidung treffen. Vielleicht müsste jemand Anderes ihre Macht nutzen, um das Richtige zu tun.

Jemand wie sie.

Elaina straffte die Schultern, Ihr Entschluss stand fest. Sie würde die Zukunft studieren. Sie würde in Erfahrung bringen, wie man den Egelstein benutzte, und ihn an einem sicheren Ort versteckt halten, wo ihn niemand finden würde. Niemand außer ihr.

Sie würde bereit sein, sollte es tatsächlich einmal erforderlich werden, seine grausame Macht zu entfalten.

Für Edingaard. Und für ihr eigenes Leben.



Bonusszene: Ein neuer Freund

Hastig kroch das kleine Mädchen unter den Tisch, schob einen Stuhl davor und kauerte sich zu einer Kugel zusammen. Dann lauschte sie ängstlich nach den Monstern, die sie verfolgten. Sie hörte Schritte und biss sich auf die Unterlippe, um ihr panisches Wimmern zu unterdrücken. Ihr ganzer Körper zitterte, die hellen Haare klebten verschwitzt auf ihrer Stirn.

Die Schritte verhallten. Wer auch immer es war, er stand nun direkt vor ihrem Versteck.

Sie hielt den Atem an. Ihr Herz pochte so schnell wie bei dem Spatz, der vor ein paar Monaten aus seinem Nest gefallen war. Und sie fühlte sich genauso hilflos, wie der kleine Vogel es gewesen war.

Laut kratzten die Beine des Stuhls über den Parkettboden, als er zurückgeschoben wurde.

Sie spannte sich an, bereit, wieder loszurennen, sobald sie die furchtbare Monsterfratze erblickte.

Doch es war nur ein Junge, der plötzlich aufmunternd zu ihr herabsah. »Hab keine Angst, Cassy.« Er lächelte sie freundlich an.

»Woher kennst du meinen Namen?«, fragte sie zögernd und rückte noch ein Stück weiter unter den Tisch. Er sah wirklich nett aus mit seinen blonden Haaren und großen, blauen Augen, außerdem war er fast genauso alt wie sie. Aber vielleicht war er auch nur ein besonders schlaues Monster, das sich in einen kleinen Jungen verwandelt hatte.

»Ich bin Julien«, sagte er. »Du musst dich vor den Monstern nicht länger fürchten. Ich habe sie verjagt.«

»Und wie?« Er sah nicht besonders stark aus.

Er grinste. »Es ist ganz leicht. Du musst dir nur vorstellen, dass sie weg sind, und sie verschwinden einfach.«

»Du lügst«, erwiderte sie. Sie hatte sich schon so oft gewünscht, dass sie sie in Ruhe lassen würden, und trotzdem kamen die Monster immer wieder.

»Nein.« Er streckte seine Hand aus. »Komm, ich zeige es dir.«

Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Ich darf nicht mit Fremden gehen.« Eigentlich sagte Mama immer, dass sie nicht einmal mit ihnen reden durfte. Aber war sie nicht ganz sicher, ob sich dieses Verbot auch auf gleichaltrige Jungen erstreckte.

Er lachte laut. Aber es klang nicht gemein, als würde er sie auslachen, eher, als hätte sie etwas wirklich Witziges erzählt. »Ich bin doch kein Fremder!«, verkündete er.

Cassy runzelte verwirrt ihre Stirn. Sie hatte ihn mit Sicherheit noch nie gesehen.

»Ich kenne deinen Namen.« Er hielt einen Finger in die Höhe.

Das stimmte und er hatte ihr noch immer nicht erklärt, woher.

»Ich weiß, dass du fünf bist und bis heute immer wieder von haarigen, bösen Monstern mit langen Zähnen und echt unheimlichen Augen geträumt hast.« Er schüttelte sich, als er diese Wesen beschrieb.

»Woher weißt du ...« Sie verstummte. »Ich träume das?«, vergewisserte sie sich.

»Aber sicher. Glaubst du, sonst könnte ich die Monster verjagen? Außerdem gibt es in echt doch gar keine.«

Das sagten ihre Eltern ihr auch immer. »Und bist du auch in meinem Traum?«

»Ja.«

»Oh.« Enttäuscht schob sie ihre Unterlippe vor. Sie hatte gerade angefangen, ihn zu mögen. »Dann können wir keine Freunde sein.«

»Wieso denn das?« Offensichtlich hatte er keine Lust mehr, darauf zu warten, dass sie herauskam, denn er kroch einfach zu ihr unter den Tisch.

»Na ja.« Sie zuckte unsicher mit ihren Schultern. »Du bist nicht echt.«

»Na und?« Er schien völlig unbekümmert. »Die Monster waren auch nicht echt, trotzdem haben sie dir Angst eingejagt. Wieso sollten wir also nicht zusammen Spaß haben können?« Er schaute sie ernst an.

»Weißt du, manchmal wird es hier nämlich ganz schön langweilig.«

»Du lebst hier?« Sie sah ihn verständnislos an.

»Nein, nicht direkt. Aber wenn du magst, zeige ich dir mein Haus. Ich habe einen ganz tollen Garten. Da gibt es sogar einen Bach mit *echten* Goldfischen.«

»Wirklich?« Cassy strahlte ihn an. Seit Wochen versuchte sie schon ihre Eltern zu überreden, ihr ein Aquarium zu kaufen, doch sie wollten nicht.

»Großes Indianer-Ehrenwort.« Feierlich hob er seine rechte Hand.

Cassy kicherte.

»Möchtest du sie sehen?«

»Ja!«

Freudig packte er ihren Arm und zog sie mit sich fort, quer durch das Kinderzimmer zu der Tür, die – wie sie sehr wohl wusste – ins Wohnzimmer führte. Doch als er sie öffnete, befand sich dahinter ein wunderschöner, großer Garten.

»Wow!« Stauend schaute Cassy sich um. Der riesige Apfelbaum sah genauso aus wie der, den ihre Großmutter hatte, nur dass hier eine Schaukel über dem dicksten Ast hing wie bei ihrer besten Freundin Lara. Sie hörte das Plätschern des Bachs und lief lachend durch das weiche Gras. Julien streifte seine Schuhe ab und tat es ihr gleich.

»Es ist so toll!«, verkündete Cassy strahlend und drehte sich mit ausgestreckten Armen glücklich um sich selbst.

»Du kannst so oft herkommen, wie du magst«, erlaubte Julien ihr großzügig.

»Wirklich?«

»Aber sicher.«

»Und wirst du dann auch hier sein?«

»Ja.« Er nahm ihre Hände und drückte sie fest. »Ich werde immer hier sein, solange du mich brauchst.«

Cassy lächelte und ließ sich von ihm zum Bachufer ziehen, wo sie staunend die großen Goldfische betrachteten. Und später zeigte Julien ihr noch, wie sie flache Kieselsteine über das Wasser hüpfen lassen konnte.

Plötzlich drang eine andere Stimme an ihr Ohr. Es war ihre Mama, die sie für den Kindergarten weckte.

»Ich muss los«, sagte Cassy widerwillig.

»Kommst du heute Abend wieder her?«

»Au ja!« Sie nickte begeistert und strahlte ihn freudig an.

»Bis dann.«

Das Bild verblasste. Lächelnd schlug Cassy ihre Augen auf.

Noch nie zuvor hatte sie einen so tollen Traum gehabt.



Bonusszene: Der Krieger

19 Jahre später

Der große, düstere Mann verlagerte seine Sitzposition, ohne den Blick vom Eingang des Hörsaalgebäudes zu nehmen. Er seufzte und rückte seine Sonnenbrille zurecht. Er wusste, dass er ausgerechnet heute, an diesem trüben, grauen Tag, völlig albern damit wirken musste, doch das war ihm egal. Er war ohnehin alles andere als unauffällig in einer Stadt, die von schwächtigen, pickeligen Studenten nur so wimmelte.

Zumindest erlaubte ihm seine Brille, die Tür im Auge zu behalten, ohne dass jeder Dahergelaufene sah, wie intensiv er sie musterte. Das Buch auf seinem Schoß, das er zu lesen vorgab, lieferte zudem eine Erklärung für seine Anwesenheit, ebenso wie der Studentenausweis, den er für alle Fälle in seiner Tasche hatte. Das war das Tolle an dieser Welt, es war so einfach, sich anzupassen, so leicht, den Anschein von Normalität zu erwecken.

Die Tür ging auf. Eine Traube junger Menschen strömte heraus. Die Vorlesung war zu Ende. Er suchte die Menge mit seinen Blicken ab, doch sie war wieder nicht dabei.

Er knurrte frustriert. Wie lange wollte sie noch dort drin bleiben? Seit über vier Stunden hockte er schon hier und wartete darauf, dass sie rauskam. Auch wenn er selbst nicht wusste, was er dann tun sollte, sich noch immer nicht entschieden hatte, wie es weitergehen würde.

Sie wusste, dass er sie beobachtete. Er hatte deutlich die Angst und die Wut in ihren Augen gesehen, als sie ihn gestern zur Rede gestellt hatte. Das war der Moment gewesen, als er erkannte, dass er schon wieder zu spät gekommen war.

Vielleicht sollte er sie einfach töten. Sie war ein jämmerliches, kleines Mädchen, das keine Ahnung von dem Wirbelsturm hatte, in dessen Mitte sie sich befand. Wenn sie starb, würde das Schicksal von Neuem beginnen. Vielleicht hätte er dann endlich die Chance, es in *seinem* Sinne zu lenken, endlich den Lohn zu erhalten, den seine Göttin ihm versprochen hatte.

Die Tür fiel ins Schloss. Es war niemand mehr zu sehen.

Der Krieger runzelte die Stirn und legte das Buch auf seinen Knien achtlos beiseite. Er war sich sicher, dass dies der einzige Ausgang aus dem Gebäude war, und auch, dass sie ihm nicht entwischt sein konnte. Es sei denn ... Es sei denn, sie hatte es durch ein Fenster verlassen.

Aber wieso? Welchen Sinn hätte so eine Aktion?

Er hatte sie lange genug beobachtet. Er wusste, wo sie wohnte. Er kannte ihre Freunde. Sie würde sich nicht dauerhaft vor ihm verstecken können.

Er erhob sich und strich seinen langen Ledermantel glatt, steckte die Sonnenbrille in die Tasche, um besser sehen zu können. Mit wenigen, langen Schritten durchmaß er den kleinen Hof, der seinen Beobachtungsposten vom Eingang des Hörsaals trennte. Der Saal war verlassen.

Ärger stieg in dem Krieger hoch, eine ungeheure Wut auf das Mädchen, auf sich, auf diese ganze verdammte Situation!

Er hätte ihr die Kehle durchschneiden sollen, als er die Chance dazu gehabt hatte. Spätestens, als er gemerkt hatte, dass sie sich niemals auf das einlassen würde, was er ihr antrug, dass sie bis zum Schluss für ihre Überzeugung kämpfen würde – wie fatal und schmerzlich es für sie auch wäre.

Er ließ seine Faust mit aller Wucht gegen das glatte Metall des Türrahmens knallen, genoss die Erschütterung, den Schmerz, der ihn für kurze Zeit von seinem unbändigen Zorn ablenkte.

Plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper. Da war etwas, etwas, das er vor langer Zeit schon einmal gespürt hatte.

Es war, als hätte jemand mit einem dünnen Haken an seinem Innersten gerissen, als würde ihn eine geheime Macht unerbittlich mit sich fortzerren.

Keuchend fiel der Krieger auf die Knie und vergrub seinen Kopf in den Armen, während er darum kämpfte, seinen rasenden Herzschlag zu beruhigen, die Gedanken zum Schweigen zu bringen, die in seinem Kopf tanzten.

Er wusste jetzt, wo sie war. Und das war alles, was zählte.

Den Schmerz in seiner Brust ignorierend, kämpfte er sich hoch. Der würde vergehen, sobald er diese Welt verließ, sobald er ihr gefolgt war ... zurück nach Edinggaard.

Er stürmte nach draußen und spürte freudig den frischen Wind, der seine erhitzte Stirn kühlte. Er musste sich beeilen. Er musste das Mädchen aufhalten, bevor sie ihrem *Julien* zu Hilfe eilen, bevor sie ihren Geliebten retten konnte.

Er brauchte nicht lange, um sein winziges Ein-Zimmer-Appartement zu erreichen, das herrlich anonym in einem größeren Gebäudekomplex lag.

Ohne sich um die feuchten Fußabdrücke zu kümmern, die seine Schuhe auf dem billigen Teppichboden hinterließen, eilte er zu seinem Bett und hob die Matratze hoch. Fast ehrfürchtig holte er das lange, in dunkles Tuch eingeschlagene Bündel hervor, das in dem darunterliegenden Hohlraum zum Vorschein kam.

Sein Schwert, seine treue Klinge, die das Blut unzähliger Feinde vergossen hatte. Es war an der Zeit, sie erneut davon kosten zu lassen.

Er schlang seinen Gürtel durch die Schlaufe der abgegriffenen Lederscheide und befestigte sie damit an seiner Hüfte. Prüfend schaute er an sich herab, vergewisserte sich, dass sein langer Mantel die tödliche Klinge verbarg. Dann holte er einen Rucksack aus seinem Schrank hervor. Er hatte ihn vor Jahren auf einem Mittelaltermarkt bestellt und mit all den Dingen ausgestattet, die er brauchen würde – falls er nach Edinggaard zurückging.

Ein grimmiges Lächeln spielte auf den Lippen des Kriegers, als er – ohne sich noch einmal umzudrehen – seine karge Wohnung verließ. Das Gewicht des Schwertes an seiner Hüfte verlieh ihm das vertraute Gefühl von Sicherheit.

Es hatte wieder begonnen.

Er würde das Mädchen finden.

Und dieses Mal würde ihn niemand mehr aufhalten.



Wenn Ihnen diese Geschichten gefallen haben und Sie wissen wollen, wie es mit Luca und Ibertus, Kira und Elaina, Cassy, Julien und dem düsteren Krieger weitergeht und welche Wunder und Geheimnisse Edinggaard noch zu bieten hat, lassen Sie sich die große Trilogie rund um diese magische Welt nicht entgehen!



"Und was wäre, wenn ich dir sagen würde, dass nicht alles so ist, wie es zu sein scheint? Dass die Welt viel größer, gefährlicher und auch wunderbarer ist, als du es für möglich hältst?" - Julien

Seit ihrer frühesten Kindheit erscheint Julien in Cassandras Träumen. Er ist ihr Vertrauter, ihr Seelengefährte – auch wenn sie nicht einmal weiß, ob er tatsächlich existiert.

Als sie von einem düsteren Mann verfolgt wird, offenbart ihr Julien schließlich, dass er viel mehr als eine bloße Traumgestalt ist und dass sie beide in großer Gefahr schweben. Daher begibt sich Cassy auf eine gefährliche Reise in eine fremde, magische Welt, in der erbarmungslose Feinde und grausame Kreaturen schon auf sie lauern.

Gejagt, bedroht und verraten kämpft sie verzweifelt um ihr Leben und um das des Mannes, den sie liebt.

Leserstimmen:

„Wundervoll, einzigartig, mit der richtigen Portion Fantasy.“ - *BooksterBlog*

„Ein geniales Fantasyspektakel“ - *Der Bücherkessel*

„Eine absolut süchtig machende Fantasygeschichte.“ - *Books my life*

„Mit jeder einzelnen Seite der Trilogie wächst die Spannung und die Begeisterung“ - *Ruby Zayin*



Leseprobe: Edingaard – der Pfad der Träume

Cassandra biss die Zähne zusammen. Ihr ganzer Körper vibrierte vor Anspannung.

Ihrer Erschöpfung zum Trotz ballte sie die Fäuste und schleuderte dem Feind ihre gesamte Energie entgegen.

Sie schwankte und fühlte, wie die Kräfte sie mehr und mehr verließen. Doch sie gab nicht auf. Sie wusste mit absoluter Sicherheit, dass sie keine zweite Chance bekommen würde, wenn sie nun versagte.

Kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn, ihre Arme begannen zu zittern. Sie biss sich auf die Lippe und schmeckte Blut. Doch zumindest half dieser Schmerz ihr dabei, den Fokus nicht zu verlieren.

Und dann, endlich, begann ihr Gegner zurückzuweichen. Die Finsternis, die alles zu verschlingen drohte, zog sich kaum merklich zurück. Das Hochgefühl, das sie daraufhin durchströmte, gab ihr neue Kraft. Sie würde es schaffen. Nie wieder würde er einem Menschen Leid zufügen.

Ein glückliches Lächeln erschien auf Cassandras Lippen, während der Feind immer weiter vor dem strahlend hellen Licht flüchtete, mit dem sie ihn bedrängte.

Irgendwo ertönte ein Schrei, doch sie achtete nicht darauf. Sie durfte sich nicht ablenken lassen, nicht bevor ihre Aufgabe vollendet war.

Ein brennender Schmerz explodierte plötzlich in ihrer Brust.

Cassandra keuchte und riss erschrocken die Augen auf. Wie in Zeitlupe senkte sich ihr Blick zu ihrem Oberkörper, aus dem eine blutige Schwertspitze herausragte. Während sie sich verzweifelt bemühte, noch ein letztes Mal Luft zu holen, spürte sie, wie ihre Lebenskraft sie mit dem heißen, reißenden Strom verließ, der das Gras unter ihr blutrot färbte. Ihre Lungen brannten, ihr Herz stolperte, ihre Qual war allgegenwärtig, doch noch immer kämpfte sie darum, die Dunkelheit zurückzudrängen.

Ein neuer Schmerz durchzuckte sie, als das Schwert herausgezogen wurde. Kraftlos sank sie nach hinten. Das Letzte, das sie sah, bevor sich ihre Augen für immer schlossen, war das grimmige, blutverschmierte Gesicht eines Mannes.

Ruckartig fuhr Cassandra in ihrem Bett hoch und tastete panisch nach ihrer Brust. Erst, als sie dort weder Blut noch eine Schwertspitze entdeckte, wagte sie es, erleichtert auszuatmen. Dennoch dauerte es mehrere Sekunden, bis der Schmerz, der ihr Innerstes zerriss, so weit abgeklungen war, dass sie sich erheben konnte.

Zitternd stolperte sie ins Badezimmer und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, während sie darauf wartete, dass ihr Herzschlag sich wieder beruhigte. Noch immer konnte sie spüren, wie es sich angefühlt hatte, als das Schwert ihren Körper durchbohrte. Cassandra schauderte und warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel, um ganz sicherzugehen, dass sie tatsächlich unversehrt war. Grüne Augen leuchteten ihr fiebrig aus dem ansonsten gespenstisch blassen Gesicht entgegen. Sie fuhr sich mit den Fingern durch die Haare, um die dunkelbraune Mähne zu bändigen, die vom Schlaf völlig zerzaust war.

Das war vielleicht ein krasser Traum!

Ihre Träume zeichneten sich auch sonst nicht durch einen Mangel an Realitätsnähe aus, aber so etwas wie eben war ihr noch nie passiert. Nun wusste sie, wie sich das Sterben anfühlte.

Sie fröstelte und schlang sich die Arme fest um die Schultern. Dann ging sie in ihr Zimmer zurück, um eine Strickjacke überzuwerfen.

Die vertraute Umgebung ihrer Wohnung, die sie sich mit ihrer Freundin Marie teilte, half ihr dabei, sich allmählich zu beruhigen, dennoch konnte sie die Nachwirkung ihres Albtraumes nicht gänzlich abschütteln. Das Gesicht des Mannes, der ihr das Schwert in den Rücken gerammt hatte, stand ihr noch immer vor Augen. Wer tat so etwas?

Cassandra schüttelte den Kopf, um diese Bilder zu vertreiben, und schaute auf den Funkwecker neben ihrem Bett – halb sieben. Eigentlich noch zu früh zum Aufstehen, da ihre Vorlesung heute erst um elf begann. Andererseits war es nicht *so* früh, dass sie nicht schon aufstehen *könnte*. Und da an Schlaf gerade eh nicht mehr zu denken war ...

Sie schlurfte in die Küche und stellte die Kaffeemaschine an. Der herrliche Duft, der bald darauf den

Raum erfüllte, trug erheblich dazu bei, ihre Lebensgeister zu wecken.

»Cassy? Was machst du denn so früh schon hier?« Marie schlenderte gähmend in die Küche herein. »Im Gegensatz zu mir hättest du ja noch schlafen können.« Sie schnappte sich eine Tasse aus dem Schrank und bediente sich an der Kaffeemaschine. »Mmh«, entfuhr es ihr hingerissen, nachdem sie einen Schluck genommen hatte. »Habe ich dir schon mal gesagt, dass ich Montage hasse?«

Cassy grinste. »Ja, so ziemlich jeden Montag.«

»Und mit Recht!« Marie setzte sich zu ihr an den Tisch. »Es grenzt schon an Folter, eine langweilige Statistikvorlesung auf acht Uhr an einem Montagmorgen zu legen. Wer kommt bloß auf so etwas?« Sie verzog ihr Gesicht zu einer theatralischen Leidensmiene.

»Nun hab dich nicht so. Dafür kannst du an jedem anderen Tag ausschlafen. Im Gegensatz zu mir.«

»Was sagtest du, weshalb du schon auf bist?« Marie bedachte sie mit einem verwirrten Blick.

»Ich habe gar nichts gesagt.« Cassy schüttelte belustigt den Kopf. Vor ihrem ersten Kaffee war ihre Mitbewohnerin absolut nicht aufnahmefähig. »Ich hatte einen komischen Traum«, erklärte sie widerstrebend, als Marie sie erwartungsvoll ansah.

»Oh«, ein interessierter Blick erschien auf dem Gesicht ihrer Freundin. »Von *ihm*?«

»Nein, nicht von *ihm*«, beschied Cassy ihr knapp.

Fast bereute sie es, Marie in einem schwachen Moment von den Träumen erzählt zu haben, die sie schon seit ihrer Kindheit begleiteten und sich immer nur um einen einzigen Mann drehten – Julien. Sie war etwa fünf Jahre alt, als sie zum ersten Mal von diesem kleinen blonden Jungen mit den himmelblauen Augen geträumt hatte. Er hatte ihr seinen Garten gezeigt und sie hatten Steinchen in den kleinen Bach geworfen, der dort hindurchfloss. Seitdem hatte sie ihn immer wieder in ihren Träumen gesehen. Zunächst nur ab und zu, später häufiger, sodass sie in letzter Zeit schon fast jede Nacht von ihm träumte.

Sie waren gemeinsam herangewachsen, hatten all ihre Geheimnisse, Sorgen und Wünsche miteinander geteilt. Er war ihr bester Freund, ihr Vertrauter. Für sie war er so überaus real, auch wenn sie strenggenommen wusste, dass er nicht wirklich existierte.

Und laut Marie war er auch der Grund, wieso sie mit ihren vierundzwanzig Jahren nur auf eine einzige, extrem kurze Beziehung zurückblicken konnte. Vielleicht stimmte das sogar. Trotz gelegentlicher Flirtereien schaffte es einfach niemand, ihr Innerstes so zu berühren, wie Julien es tat. Und daher schreckte sie jedes Mal zurück, wenn es anfing, ernster zu werden.

Sie wusste, wie verrückt es sich für Außenstehende anhören musste, aber für sie fühlte es sich *richtig* an. Obwohl sie nie irgendwelche Liebesbekundungen ausgetauscht hatten, war Julien für sie in all den Jahren zum Inbegriff ihres Traummannes geworden, und sie spürte, dass sie ihn erst würde ziehen lassen können, wenn sie dasselbe Gefühl in der realen Welt fand.

»Cassy, hallo! Bist du noch da?« Marie wedelte spöttisch mit der Hand vor ihrem Gesicht. »Ich brauche den Typen nur zu erwähnen und schon hast du diesen dämlich verträumten Ausdruck im Gesicht!«

»Stimmt doch gar nicht!«, protestierte Cassy und nahm schnell einen weiteren Schluck von ihrem Kaffee, um das Lächeln zu kaschieren, das der Gedanke an Julien auf ihre Lippen gezaubert hatte.

Marie bedachte sie mit einem wissenden Blick.

»Musst du nicht gleich los?«, ermahnte Cassy ihre Freundin.

»Stimmt. Bin schon so gut wie weg.« Marie trank ihre Tasse in einem Zug leer und verschwand im Badezimmer, um sich für die Uni zurechtzumachen.

Nachdenklich schaute Cassy in ihren Becher. Der Schreck, den dieser Albtraum ihr eingejagt hatte, saß ihr noch immer in den Knochen. Doch als sie versuchte, sich die Einzelheiten in Erinnerung zu rufen, bekam sie sie nicht mehr zu fassen, sie verblassten, lösten sich auf, bis nichts weiter in ihr zurückblieb als eine vage Unruhe.

Sie erhob sich und kippte den Rest des Kaffees in den Ausguss der Spüle. Dann ging sie in ihr Zimmer, um ihre Sportklamotten anzuziehen. Nichts half besser gegen trübe Gedanken, als eine Runde durch den Park zu joggen.

»Oh nein, nein, nein!« Cassy stürmte aus dem Vorlesungsgebäude und rannte auf die Bushaltestelle zu, die gerade vom Scheinwerferlicht des herannahenden Busses erhellt wurde. Ihre Absätze klapperten laut auf dem feuchten Asphalt. Völlig außer Atem erreichte sie die Haltestelle gerade rechtzeitig, um die roten Schlusslichter des Busses zu sehen.

»So ein Mist!« Sie schaute sich suchend um, doch niemand, den sie kannte, schien gerade mit dem Auto da zu sein.

Cassy seufzte. Der nächste Bus würde frühestens in zwanzig Minuten kommen. Sie konnte also entweder warten oder am Aasee entlang zu Fuß zum Aegidiimarkt laufen, wo sie problemlos einen anderen Bus bekommen würde.

Cassy entschied sich fürs Laufen. Es war zwar schon dunkel, aber strenggenommen erst Viertel vor acht und Bewegung war auf jeden Fall besser, als sich beim Warten in dem kalten Novemberwind den Hintern abzufrieren.

Sie zog ihre Jacke enger um sich und lief entschlossen los.

Schon nach wenigen Minuten bereute sie ihre Entscheidung. Normalerweise machte ihr ein Spaziergang am See nur wenig aus. Und bisher hatte sie sich in der belebten Unistadt Münster zu jeder Tages- oder Nachtzeit sicher gefühlt. Nicht dieses Mal.

Ihre Schritte hallten gespenstisch laut auf dem auf einmal wie ausgestorben wirkenden Weg. Das letzte Herbstlaub raschelte im Wind.

Plötzlich hatte sie das ungute Gefühl, nicht allein zu sein. Ihr Nacken kribbelte, als würde sie jemand beobachten.

Cassy beschleunigte ihren Gang, wobei sie sich bemühte, möglichst lautlos aufzutreten, auch wenn sie wusste, dass es albern war.

Das Gefühl, verfolgt zu werden, wurde immer stärker. Mit zitternden Händen kramte sie ihr Handy aus der Tasche und wählte Maries Nummer. Natürlich ging ausgerechnet jetzt nur die Mailbox ran.

Dennoch presste Cassy sich das Smartphone fest ans Ohr. Sie hatte irgendwo gehört, dass es die Verbrecher abschreckte, wenn das potenzielle Opfer gerade telefonierte.

Wieso nahm der See bloß kein Ende? So lange konnte es doch nicht dauern, bis endlich die Mensa in Sicht kam. Cassy begann zu laufen. Ihr Herz pochte bis zum Hals. Ohne innezuhalten, drehte sie ihren Kopf, aber sie konnte niemanden hinter sich erkennen.

Dennoch glaubte sie, Schritte zu hören. Oder war das nur das Echo ihrer eigenen klappernden Absätze?

Der Weg wurde heller, erleuchtet von den grellen Lampen des Mensagebäudes. Eine Gruppe Studenten kam laut lachend aus der Tür und Cassy spürte, wie die Anspannung und Angst von ihr abfielen. Sie hatte es geschafft, sie war in Sicherheit.

Derart beruhigt, schaute sie sich noch einmal um. Leer und verlassen lag der schmale Fußgängerweg hinter ihr. Sie bemühte sich, die Dunkelheit mit ihren Augen zu durchdringen. War da etwa eine Gestalt, die sich in den Schatten eines Baumes drückte?

Cassy schüttelte entschieden den Kopf. Sie litt ja schon unter Wahnvorstellungen. Nun, im hellen Licht und mit anderen Menschen um sie herum, kamen ihr ihre Ängste fast schon lächerlich vor. Das hatte man davon, wenn man zu viele Psychothriller schaute. Dennoch, auf einsame Spaziergänge am See würde sie vorerst wohl lieber verzichten.

Ihr Blick fiel auf einige Studenten, die gerade in Richtung der Innenstadt aufbrachen. Unbemerkt schloss sie sich ihnen an. Auch wenn ihr Nacken nicht mehr verräterisch kribbelte, sicher war sicher.

Abends im Bett lag sie noch lange wach. Marie war bei ihrem Freund und allein in der dunklen Wohnung kamen Cassys Ängste auf einmal wieder hoch.

Was, wenn sie doch jemand verfolgt hatte? Was, wenn er noch immer dort draußen war? Oder noch schlimmer, sich Zutritt zur Wohnung verschaffen würde? Sie spürte, wie Panik wieder nach ihr griff, und schimpfte mit sich selbst. Sie war doch sonst nicht so überängstlich.

Entschlossen schlug sie ihre Decke zurück und sprang aus dem Bett. Angestrengt spähte sie aus dem

Fenster, um sich zu beweisen, dass alles in Ordnung war, dass es keinen Stalker gab, der auf sie wartete.

Im hellen Licht der Straßenlaternen lag der zum Haus gehörende Parkplatz menschenleer und verlassen da. Beruhigt wandte Cassy sich ab, als sie aus dem Augenwinkel eine große, dunkle Gestalt bemerkte, die im Schatten an einen Baum gelehnt stand.

Ihr Herz stockte. Sie duckte sich hinter die Fensterbank und durchbohrte den Fremden mit ihren Blicken. Was wollte er?

Regungslos wie eine Statue stand er da, den Blick starr auf die vor ihm liegende Straße gerichtet.

Cassy wusste nicht, wie lange sie ihm dabei zugeschaut hatte, waren es fünf Minuten oder zehn? Schließlich gab sie es auf. Der Mann rührte sich nicht und er schaute auch nicht zu ihr hinauf. Vermutlich wartete er bloß auf jemanden. Das hatte ganz bestimmt nichts mit ihr zu tun. Und doch kam er ihr seltsam bekannt vor.

Was natürlich völliger Blödsinn war, da sie nicht einmal sein Gesicht sehen konnte. Sie sollte endlich schlafen gehen, bevor sie noch ganz durchdrehte. Es war ein echt langer Tag.

Entschlossen wandte Cassy sich vom Fenster ab, zog die Vorhänge sorgfältig zu und schlüpfte wieder unter ihre Bettdecke.

Sie schloss die Augen und stellte sich Juliens wunderschönes Gesicht vor, wie sie es immer tat, wenn sie nicht einschlafen konnte, wenn sie nervös, aufgedreht oder traurig war. Sie rief sich in Erinnerung, wie der Schalk in seinen Augen spielte, wenn er sie aufzog, wie liebevoll er sie anlächelte, wenn sie Trost brauchte. Und auch dieses Mal verfehlte es nicht seine Wirkung. Mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen schlief Cassy schließlich ein.

»Komm her!« Julien streckte seine Hand nach ihr aus. »Ich möchte dir etwas zeigen.«

»Was denn?« Sie schaffte es nicht ganz, die nötige Neugier in ihre Stimme zu legen. Trotz seiner vertrauten Gegenwart konnte sie die Aufregung des Abends nicht hinter sich lassen.

»Was ist los?« Julien hielt inne und schaute ihr besorgt ins Gesicht.

»Nichts weiter«, winkte sie ab. »Du wolltest mir was zeigen?«

»Das kann warten«, erwiderte er ernst und legte den Arm schützend um ihre Schultern. »Ich sehe doch, dass dich etwas bedrückt.«

Seine Berührung jagte ein Kribbeln durch ihren Körper. Ihre Beziehung wurde mit jedem Tag immer verwirrender für sie. »Es ist blöd ... Und es ist ja auch eigentlich nichts passiert ...«

»Aber?«

»Aber ich hatte heute das Gefühl, dass mich jemand verfolgt.«

Er runzelte die Stirn. »Hast du jemanden erkennen können?« Seine Stimme klang alarmiert.

»Nein. Und ich will dich damit auch nicht belästigen. Vermutlich habe ich es mir bloß eingebildet.«

»In Ordnung.« Er zog sie sanft an seine Brust. »Aber du weißt, dass du mich niemals belästigen könntest. Wenn es dich beschäftigt, ist es auch wichtig für mich.«

»Ich weiß.« Cassy lächelte dankbar. So war ihr Julien, er lachte sie niemals aus, egal, wie albern oder klein ihre Sorgen waren. Sie schmiegte sich wohlig an ihn und lauschte seinem ruhigen Herzschlag, während der letzte Rest ihrer Anspannung von ihr abfiel.



»Cassy, ist alles in Ordnung?«, drang Maries besorgte Stimme aus dem Lautsprecher des Smartphones.

»Ja, alles super.«

»Gut.« Die Erleichterung war ihrer Freundin deutlich anzuhören. »Ich habe gerade diese gruselige Mailboxnachricht von dir abgehört. Mach so etwas ja nie wieder!«

»Gruselige Nachricht?«

»Ja, du rufst mich an und dann ist da nur dein lauter Atem zu hören. Hast du etwa für eine Rolle als Darth Vader geprobt?«

»Ach das, nein.« Mit einer ganzen Nacht Abstand konnte Cassy über ihre Angst nur noch lachen. »Ich dachte, jemand würde mir folgen. War aber nicht so.«

»Bist du sicher?«

»Klar, alles in Ordnung. Ich war gestern nur etwas überspannt.« Kein Wunder nach einem Traum, in dem ihr jemand ein Schwert in den Rücken gerammt hatte.

»Okay, dann sehen wir uns heute Nachmittag.«

»Ja, bis dann.«

Cassy legte auf und zog lustlos den Ordner mit ihren Mitschriften näher zu sich heran. Wenn sie auch nur ansatzweise verstehen wollte, was der Dozent ihr in der nächsten Vorlesung erzählen würde, musste sie das jetzt wohl oder übel durcharbeiten.

Als sie eine Stunde später das Haus verließ, ging ihr Blick unwillkürlich zu dem Baum, unter dem sie den Mann entdeckt hatte, und halb rechnete sie damit, ihn noch immer dort stehen zu sehen. Doch selbstverständlich war da niemand. Cassy widerstand auch tapfer dem Impuls, unter dem Baum nach irgendwelchen Spuren oder Hinweisen zu suchen, so wie die Ermittler das im Fernsehen immer machten. Erstens hatte sie keine Zeit für so was und zweitens wüsste sie nicht, was sie damit anfangen sollte, selbst wenn sie Zigarettenstummel oder ein Kaugummipapier fand. Sie war immerhin nicht bei CSI Miami.

Innerlich über sich selbst lächelnd, stieg sie in den Bus, der zeitgleich mit ihr an der Haltestelle eintraf. Na, wenn das mal nicht ein guter Anfang war.

Die Bustüren glitten schon zu, als ein Mann sich im letzten Augenblick hindurchquetschte. Er war groß und schien unter dem langen Ledermantel eine überaus athletische Figur zu verbergen.

Cassy war es, als hätte sie ein elektrischer Impuls getroffen. All ihre mühsam aufgebaute Lässigkeit fiel schlagartig von ihr ab.

Sie erhaschte einen flüchtigen Blick auf ein markantes, grimmiges Profil mit sonnengebräunter Haut und pechschwarzen Haaren, bevor der Mann sich auf einen Sitz ein paar Reihen vor ihr fallen ließ. Ihr Herz begann wie wild zu trommeln. Sie hatte keinen Zweifel daran, dass dies der Mann war, den sie letzte Nacht aus ihrem Fenster beobachtet hatte.

Sie spürte, wie ihre Hände feucht wurden. Natürlich gab es eine Million vernünftiger Erklärungen dafür, warum er ausgerechnet in diesen Bus stieg. Vermutlich wohnte er irgendwo in der Nähe, womöglich als neuer Mieter im selben Haus wie sie. Und doch konnte sie die Gänsehaut nicht abstreifen, die sie in seiner Gegenwart befiel.

Er sah sie nicht an, zeigte mit keinem Muskelzucken, dass sie sich für ihn in irgendeiner Weise von den anderen jungen Frauen im Bus unterschied, und doch wurde sie das Gefühl nicht los, dass er sich ihrer Anwesenheit mehr als bewusst war.

Cassy atmete tief durch und zwang sich zur Ruhe. Höchstwahrscheinlich projizierte sie gerade bloß ihre eigenen Empfindungen auf ihn. Nur weil er ihr aufgefallen war, musste das umgekehrt noch lange nicht gelten. Sie schaute sich um und sah die Blicke, mit denen die anderen Fahrgäste den Neankömmling musterten. Anscheinend hatte seine Aufsehen erregende Gestalt nicht nur auf sie eine einschüchternde Wirkung. Was auch mit daran liegen konnte, dass er in diesem Bus, der hauptsächlich mit Studenten oder älteren Ehepaaren besetzt war, so auffällig war wie ein bunter Hund. Da sie sein Gesicht nicht erkennen konnte, fiel es ihr schwer, sein Alter zu schätzen. Aber nach allem, was sie bisher von ihm gesehen hatte, musste er die fünfunddreißig bereits überschritten haben.

Angestrengt schaute Cassy aus dem Fenster. Bloß weil er wie jemand aussah, mit dem man lieber keinen Ärger riskieren wollte, musste er nicht automatisch ein Perversling oder Schlägertyp sein. Und doch wagte sie erst erleichtert aufzuatmen, als sie an ihrer Haltestelle aus dem Bus stieg, während der Mann ungerührt weiterfuhr.

Sie hatte es sich also doch nur eingebildet. Er hatte keinerlei Interesse an ihr.



»Da bist du ja!« Cassy zuckte zusammen, als unvermittelt Maries fröhliche Stimme hinter ihr erklang. Sie wandte sich um und lächelte ihre Mitbewohnerin an, die sich bei ihrem Freund untergehakt hatte.

»Na, ihr beiden, seid ihr auch fertig für heute?«

»Und wie!« Marie rollte erschöpft mit den Augen, während Tobi ein »Hi Cassy«, einwarf.

»Ah, da kommt der Bus!« Cassy deutete mit dem Kopf in die entsprechende Richtung und die drei drängelten sich tiefer in die Mensentraube hinein, die anscheinend das gleiche Fahrtziel hatte wie sie.

»Boah, ist das eng«, beschwerte sich Marie, als sie endlich drin waren.

»Keine Angst, am Coesfelder Kreuz wird's besser«, beruhigte Tobi sie.

Der Bus fuhr ruckend an und Cassy suchte nach einer Möglichkeit, sich irgendwo festzuhalten. In dem Gedränge war es zwar so gut wie ausgeschlossen, dass sie das Gleichgewicht verlieren und hinfallen konnte, doch sie wollte sich nicht aus Versehen gegen den unangenehm riechenden Kerl lehnen, der sich dicht an sie presste.

Ihr Blick wanderte durch die Menge.

Sie erkannte den Mann erst, als sich ihre Augen begegneten. Nur für den Bruchteil einer Sekunde, doch es reichte aus, dass Cassy der kalte Schweiß ausbrach.

Dieses Mal konnte es kein Zufall sein, dass er schon wieder in ihrer Nähe war. Und er *hatte* sie angesehen.

»Das ist doch verrückt!«, murmelte sie, während sie versuchte, den Blick des Fremden wieder einzufangen. Sie musste wissen, wieso er sie verfolgte. Und weshalb er ihr so bekannt vorkam. So flüchtig der Augenkontakt auch gewesen war, sie war nun fest davon überzeugt, dass sie ihn schon irgendwo gesehen hatte. Die Erinnerung daran schwirrte in ihrem Kopf herum, doch es war ihr unmöglich, sie zu fassen zu bekommen.

»Was ist los, Cassy?«

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit von dem Mann ab, der den Kopf nun tief gesenkt hielt. »Siehst du den großen Kerl dort vorne?«, flüsterte sie ihrer Freundin zu. »Seit gestern taucht er in meiner Nähe auf. Ich glaube, er war sogar in der Nacht vor unserem Haus.«

»Was? Wie kommst du denn darauf?«

»Ich habe ihn vom Fenster aus gesehen, zumindest glaube ich, dass er das war. Und heute Morgen war er mit mir im Bus und jetzt schon wieder.« Sie verschwieg, dass sie allmählich auch glaubte, dass er es war, der sie am Aasee verfolgt hatte.

»Das ist ja gruselig.« Marie reckte ihren Kopf, um den Mann besser erkennen zu können. »Welcher ist es denn genau?«

»Der große Dunkelhaarige, der sich gerade hinter das blonde Mädchen da duckt.«

»Soll ich mal mit ihm sprechen?«, bot Tobi hilfsbereit an.

»Nein, vergiss es«, winkte Cassy ab. Sie wollte nicht, dass er ihretwegen noch Ärger bekam. Und außerdem gab es im Bus ohnehin kein Durchkommen.

»Vielleicht solltest du die Polizei anrufen«, schlug Marie zögernd vor.

»Und was soll ich denen sagen? Dass ein fremder Mann mit mir zweimal im selben Bus gefahren ist? Die werden mich für bescheuert halten.«

»Aber du passt auf, ja?«

»Sicher doch.«

Sie schaute noch einmal zu dem Fremden hinüber, doch er hatte sich in der Menge versteckt. Und obwohl er ihr Angst machte, wünschte sich ein Teil von ihr, er würde einfach zu ihr rübergehen und ihr erklären, was das alles zu bedeuten hatte. Damit würde sie viel besser umgehen können als mit diesem beklemmenden Gefühl einer möglichen Gefahr.



»Wer ist dieser Mann, Cassy?«

»Welcher Mann?«, fragte sie träge zurück. Sie lagen auf einer Decke in Juliens wunderbarem, immergrünen Garten und schauten in den Himmel hinauf. Ihr Hinterkopf ruhte auf seiner Schulter und seine Finger streichelten leicht ihren Arm.

»Du weißt, wen ich meine.« Die Dringlichkeit in seiner Stimme überraschte sie. »Er beschäftigt dich schon seit Tagen. Immer wieder sehe ich ihn in deinen Träumen.«

»Du kannst meine Träume sehen?« Interessiert richtete sie sich auf ihrem Ellbogen auf.

»Manchmal«, gab er widerstrebend zu.

»Wieso hast du mir das noch nie gesagt?«

»Weil es nicht wichtig ist. Wer ist dieser Mann?«, wiederholte er seine Frage.

Cassy musterte ihn aufmerksam. Da war eine neue Schärfe in seiner Stimme, eine, die sie noch nie gehört hatte. Er war doch nicht etwa eifersüchtig?

»Ich weiß nicht, wer das ist«, gab sie schließlich zu.

»Aber du hast ihn gesehen? Hat er mit dir gesprochen?«

Cassy setzte sich aufrecht hin. »Kennst du ihn etwa?«

»Ich bin nicht sicher.«

Überrascht riss sie die Augen auf. »Was soll das heißen? Wer ist er?« Und wer bist du? Nicht zum ersten Mal in ihrem Leben tauchte diese Frage in ihrem Kopf auf. Julien war so viel realer, als ein Traum es je sein dürfte. Und jetzt wusste er sogar etwas über ihre wirkliche Welt. Etwas, das er ihr verschwiegen.

»Wie ich sagte, ich bin nicht sicher. In deinen Träumen habe ich nur einen Umriss gesehen, einen großen, dunklen Mann. Aber wenn ich recht haben sollte, dann ist er gefährlich, sehr gefährlich sogar.«

Cassy schluckte. Das alles war viel zu verrückt.

»Halt dich von ihm fern, versprich mir das«, flehte Julien eindringlich und sie nickte.

Er streckte seinen Arm nach ihr aus und zog sie wieder zu sich herab, drückte sie fest an sich, presste seine Lippen auf ihren Scheitel. Als er schließlich weitersprach, war seine Stimme rau von den Gefühlen, die darin mitschwangen. »Ich habe es dir nie gesagt, Cassy. Aber jetzt möchte ich, dass du es weißt. Du bist für mich das Wichtigste auf der ganzen Welt, du bist meine Welt, Cassy. Alle Worte in allen Sprachen könnten nicht einmal annähernd das ausdrücken, was ich für dich empfinde.«

Überrascht hob sie ihren Kopf. Während ihr Verstand seine Worte noch zu begreifen versuchte, breitete sich in ihrem Bauch ein heißes Kribbeln aus. Ihr Herz flatterte aufgeregt. Hatte er ihr etwa gerade seine Liebe gestanden?

Sie hatte es sich schon unzählige Male ausgemalt, davon geträumt, wie das sein würde, und doch hatte er sie völlig unvorbereitet erwischt.

Sein Geständnis machte sie unsagbar glücklich und traurig zugleich. Natürlich hatten ihr seine Worte, Gesten und Blicke immer wieder gezeigt, was sie ihm bedeutete. Sie hatte gespürt, dass sie ihm genauso wichtig war, wie er ihr. Doch es laut aus seinem Mund zu hören, war etwas völlig Anderes.

Sie schloss die Augen in dem krampfhaften Bemühen, ihre Gefühle zu sortieren. Sie liebte ihn, sie liebte ihn mit jeder Faser ihres Herzens. Doch er war nicht real. Zumindest nicht so, wie sie es war.

»Wieso sagst du nichts?« Verunsicherung klang in Juliens Stimme. »Das kann doch nicht zu überraschend für dich sein?«

»Nein, natürlich nicht«, flüsterte sie verzweifelt. »Irgendwie habe ich es immer gewusst. Und ein Teil von mir möchte nichts mehr, als mich in deine Arme zu werfen und dich nie wieder loszulassen.«

»Und der andere?« Es war so typisch, dass er immer den Kern des Problems erfasste.

»Und der andere fragt sich, wohin das wohl führen würde. Du bist nicht real, Julien.«

Nachdenklich fuhr er mit seinem Finger ihren Oberarm entlang, was ihr eine wohlige Gänsehaut verursachte. »Und was wäre, wenn ich dir sagen würde, dass nicht alles so ist, wie es zu sein scheint? Dass die Welt viel größer, gefährlicher und auch wunderbarer ist, als du es für möglich hältst?«

»Was soll das bedeuten?«

»Vielleicht werde ich dir das eines Tages erklären, doch nicht jetzt. Jetzt würde es dich nur unnötig belasten, dich womöglich sogar in Gefahr bringen. Daher bitte ich dich nur um eins: Vertrau mir und glaub an uns.« Er strich ihr sanft über die Wange, bevor er ihr Gesicht näher zu sich heranzog und ihre Lippen mit den seinen berührte. »Ich liebe dich, Cassy. Und verspreche dir, dass wir einen Weg finden werden.«

Von seinen Worten getröstet, lächelte sie ihn an. »Ich liebe dich auch«, gab sie leise zurück, bevor sie seinen Kuss zärtlich erwiderte.

Julien schlang ihr einen Arm um den Körper und drückte sie noch fester an sich, während er ihr mit der anderen eine verirrte Haarsträhne aus dem Gesicht strich. Sie sah ihn an und versank in seinen großen, blauen Augen, deren Farbe sie an den Himmel erinnerte – strahlend, verheißungsvoll und unendlich. Sie spürte, wie seine Küsse allmählich leidenschaftlicher wurden, wie ihr Leib für ihn zu brennen begann. Sie fest umschlungen haltend, rollte er herum, sodass er halb auf ihr zum Liegen kam. Cassy erschauerte, als er seine Hände unter ihr Shirt gleiten ließ und ihre nackte Haut berührte. Sie stöhnte auf und schlang ihr Bein um seine Hüfte, fühlte, wie ihr Körper die Führung übernahm. Sie schaute Julien tief in die Augen und ergab sich ihrem Schicksal, folgte ihm in den heißen Strudel der Leidenschaft, der sie beide verzehrte. Selbst wenn es nur ein Traum sein sollte, würde sie jeden Augenblick davon voll auskosten.

Cassys Körper prickelte an den intimsten Stellen, als sie die Augen aufschlug. Ihr Atem ging noch immer stoßweise, ihr Herz raste, doch sie selbst war matt, zufrieden und erfüllt. Ungläubig hob sie ihre Hand, die sich seltsam schwerelos anfühlte, und strich fassungslos über ihre Lippen, die noch immer von Juliens heißen Küssen kribbelten.

Wow!

Sie atmete laut aus und ließ ihre Hand wieder sinken. Entweder hatte sie gerade wirklich Sex mit Julien gehabt oder es war der heißeste, erotischste Traum ihres gesamten Lebens gewesen.

Cassy fuhr sich mit den Händen über ihren Körper, der nach dem eben Erlebten erst langsam zur Ruhe kam. Wow. Es war definitiv nicht mit den wenigen Erfahrungen vergleichbar, die sie bisher in dieser Richtung gesammelt hatte.

Sie richtete sich langsam auf. Für sie gab es keinen Zweifel mehr – was auch immer Julien war, wo auch immer er lebte, er war real und keine Ausgeburt ihrer Fantasie.



»Da ist ja schon wieder dein Schatten«, bemerkte Marie irritiert.

Suchend wandte sich Cassy um und entdeckte tatsächlich den Fremden, der knapp zehn Meter von ihnen entfernt an einer Hauswand lehnte. Er verfolgte sie schon seit einer Woche und gab sich nicht einmal mehr die Mühe, sich vor ihr zu verstecken. Er tauchte einfach mehrmals am Tag irgendwo in ihrer Nähe auf, um sie mit einer eigenartigen, grimmigen Intensität zu beobachten. Und obwohl seine Gegenwart ihr noch immer einen unangenehmen Schauer über den Rücken jagte, fühlte sie sich nicht mehr unmittelbar von ihm bedroht. Wenn er ihr lediglich etwas hätte antun wollen, hätte er es wohl schon längst versucht. Er hatte schließlich genug Gelegenheiten dazu gehabt. Er schien zu warten. Aber worauf?

Juliens Worte von letzter Nacht kamen ihr in den Sinn. *Er ist gefährlich*, hatte er ihr gesagt. Oh, daran hatte sie keinen Zweifel.

Und doch musste da noch mehr dran sein. Sie dachte an die unglaubliche Nacht zurück, die sie mit Julien verbracht hatte. Sie waren sich so nahe gekommen, und doch hatte er ihr sein letztes Geheimnis nicht offenbart. Er hatte lediglich Andeutungen von sich gegeben. Andeutungen, die ihr Herz vor Hoffnung, Sehnsucht und Aufregung schneller schlagen ließen. Und er hatte versprochen, es ihr irgendwann zu erklären. Aber sie wollte nicht bis *irgendwann* warten. Sie wollte es *sofort* wissen, musste erfahren, ob es wirklich eine Möglichkeit, eine Zukunft für sie beide gab oder ob sie allmählich den Verstand verlor.

In diesem ganzen Gefühlschaos, in dem sie seit der letzten Nacht – eigentlich schon seit Jahren – steckte, war ihr nur eins mit absoluter Gewissheit klar – dieser Kerl, der sie nun verfolgte, wusste etwas darüber. Sie hatte keine Ahnung, welche Rolle er in dieser Angelegenheit spielte, doch sie spürte ganz deutlich, dass er da irgendwie mit drin hing.

Rasch sah Cassy sich um. Der Platz, an dem sie sich gerade befanden, war wie immer um die Mittagszeit sehr belebt. Hier würde er wohl kaum handgreiflich werden.

»Warte hier!«, raunte sie Marie zu und setzte sich, bevor sie es sich anders überlegen konnte, zielstrebig in Bewegung.

»Was hast du vor?«, zischte Marie ihr erschrocken hinterher, doch Cassy achtete nicht auf die Freundin.

Sie baute sich vor dem Fremden auf und funkelte ihn entschlossen an.

Er hob seinen Kopf und erwiderte schweigend ihren Blick.

Nun, da sie ihm plötzlich gegenüberstand, spürte Cassy ihren Mut schwinden. Aus der Nähe betrachtet, sah er noch furchteinflößender aus. Doch sie wollte jetzt keinen Rückzieher machen.

»Wieso verfolgen Sie mich?«

Er musterte sie nachdenklich aus seinen tiefliegenden, dunklen Augen.

Irgendwo in Cassys Hinterkopf schrillten die Alarmglocken. Sie hatte diese Augen definitiv schon einmal gesehen. Aber wo?

Er brauchte so lange für seine Antwort, dass sie schon gar nicht mehr damit rechnete.

»Ich habe meine Gründe«, erwiderte er schließlich lakonisch. Seine Stimme passte zu ihm, tief, leise und ein wenig rau.

»Und die wären?« Zumindest stritt er nicht ab, dass er was von ihr wollte.

»Das geht dich nichts an. Noch nicht.« Er wandte sich ab.

Cassy spürte, wie ihr Ärger die Oberhand über ihre Angst gewann. Schon zum zweiten Mal in zwei Tagen wurde sie mit einer vagen Aussicht auf die Zukunft abgespeist. Sie packte ihn an der Schulter und hielt ihn zurück. »Das Gespräch ist noch nicht vorbei!«, beharrte sie. »Was wissen Sie über Julien?«

Der Mann erstarrte und drehte sich ganz langsam zu ihr herum. Zornig musterte er ihre Hand, die noch immer auf seiner Schulter ruhte.

Hastig zog Cassy sie zurück und lächelte entschuldigend. Was hatte sie nur dabei geritten, diesen unheimlichen Kerl anzusprechen?

»Julien? So nennt er sich jetzt also?« Blanker Hass sprach aus seinem Gesicht. Er baute sich drohend vor ihr auf.

Cassy wich erschrocken zurück. Sie hätte auf Julien hören, sich von dem Fremden fernhalten sollen. Ihr panischer Blick huschte zu Marie und sie sah, wie ihre Freundin das Handy aus ihrer Tasche holte, ohne sie selbst auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen.

Diese Rückendeckung gab Cassy zumindest einen Teil ihrer Entschlossenheit zurück. »Lassen Sie mich in Ruhe! Und ihn auch!«, forderte sie. »Wenn ich Sie noch einmal in meiner Nähe entdecke, rufe ich die Polizei!« Ihre Stimme wurde immer lauter.

Einige der Umstehenden drehten sich zu ihnen um.

»Sei still, Mädchen!«, spuckte er ihr entgegen und hielt ihr mit seiner gewaltigen Pranke den Mund zu.

Sie sah, wie sein Kiefer mahlte, während sie verzweifelt versuchte, seine Finger mit den ihren zu lösen. Genauso gut hätte sie an Eisenstangen zerren können.

»Du hast ja keine Ahnung, was hier vor sich geht!«

Er beugte sich ganz nah zu ihr herunter, bis ihn nur noch wenige Zentimeter von ihr trennten. Die Wut in seinen Augen schien sie wie ein glühender Speer zu durchbohren, während er nach irgendetwas in ihrem Gesicht zu suchen schien.

Ihre Blicke trafen sich. Cassy keuchte erschrocken auf, als sie ihn endlich erkannte.

Sie öffnete den Mund und biss ihm mit aller Kraft in den Finger.

Er ließ sie so abrupt los, dass sie zurücktaumelte. »Sie! Halten Sie sich ja fern von mir!«, schrie sie ihn panisch an, während sie auf Marie zustolperte. Sie kümmerte sich weder um die neugierigen Blicke der Passanten noch um Marie, die sie erstaunt ansah, als Cassy ihre Hand schnappte und sie so schnell wie möglich mit sich fortzog, weg von dem Fremden.

Denn endlich wusste sie, woher sie ihn kannte. Sie hatte sein Gesicht schon einmal gesehen – in ihrem Traum. Es war das Gesicht ihres Mörders.



Die gesamte Edingaard-Trilogie im Überblick:

Band 1: „Der Pfad der Träume“

Band 2: „Der Klang der Magie“

Band 3: „Das Vermächtnis der Priesterin“

Weitere Infos unter: <http://www.elvirazeissler.de/edingaard/>

Über Elvira Zeißler

Elvira Zeißler (Jahrgang 1980) hat nach dem Abitur BWL an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und der Copenhagen Business School studiert. Derzeit wohnt sie mit ihrer Familie im malerischen Bergischen Land und schreibt vor allem Fantasy und Mystery Romance-Bücher, die Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen begeistern. Lassen Sie sich verzaubern von fantastischen Geschichten voll Abenteuer, Spannung, Gefühl und Magie.

Bisher sind folgende Titel von Elvira Zeißler erschienen:

- „Edingaard 1 – Der Pfad der Träume“ (Fantasy)
- „Edingaard 2 – Der Klang der Magie“ (Fantasy)
- „Edingaard 3 – Das Vermächtnis der Priesterin“ (Fantasy)
- „Ein Cupido zum Verlieben“ (Fantasy Romance)
- „Echte Männer küssen besser“ (Zeitreise Romance)
- „Stern der Macht 1: Herzensglut“ (Mystery Romance)
- „Stern der Macht 2: Salomons Fluch“ (Mystery Romance)
- „Stern der Macht 3: Erwachen“ (Mystery Romance)
- „Seelenband“ (Fantasy Romance)
- „Dunkles Feuer“ (Mystery Romance)
- „Feenkind 1 – Der See des Abschieds“ (Fantasy)
- „Feenkind 2 – Im Reich der Feen“ (Fantasy)
- „Die Saga der Drachenrüstung 1: Der Drachenzahndolch“ (Fantasy)
- „Die Saga der Drachenrüstung 2: Die Rückkehr der Drachen“ (Fantasy)
- „Der Schwur des Drachen“ (Fantasy-Kurzgeschichte)
- „Im Bann des Dämons“ (Mystery-Kurzgeschichte)
- „Miris märchenhafte Abenteuer“ (Märchen / Kinder)

Elvira Zeißler im Internet:

www.elvirazeissler.de

www.facebook.com/elvira.zeissler.autorin

<http://www.youtube.com/user/ElviraZeissler>

Impressum

Copyright © 2016 Elvira Zeißler

Elvira Zeißler
Krautstr. 19a
59425 Unna

Korrektorat: Dr. Andreas Fischer

Covergestaltung und Grafiken:
Viktoria Petkau / Gedankengrün

Alle Rechte, einschließlich des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks, sind in jeglicher Form vorbehalten.

Alle Personen in diesem Buch sind frei erfunden. Mögliche Ähnlichkeiten zu realen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.